

# Hans Chägi

---



## Im Hübli

---

**Erinnerungen 3 (1961 – 1965)**

**All' jenen gewidmet,  
die den Stoff für meine  
Geschichten geliefert haben**

**Hans Chägi**

## **Der Bursche-Mann**

Jugend verlassen  
Erwachsen werden  
Schulzwänge hassen  
Halbstark gebärden

\*

Freiheit erstreben  
Kräfte entwickeln  
Auf-Ab durchleben  
Gesicht mit Pickeln

\*

Gern imponieren  
Berufswahl treffen  
Wunsch zu agieren  
Wunsch aufzubrechen

H. Ch.

## Inhaltsverzeichnis

Das alte Schulhaus – unser neues Zuhause	1
Im Landdienst	6
„Chneble“ im Hüsliriet	17
Das Lädelisterberben	23
Beim Sepp im Wäggital	28
Einvernahme im Schulhaus	35
Lichtblicke	39
Konfirmation – welch bedeutender Tag!	46
Nun bin ich KV-Stift	53
Am Glarner Obersee	65
Ferien in Wuppertal	70
Mein Hobby – die Briefmarken	83
Das Buchhaltungsjahr	85
Skiwochenende im Piz Sol	88
Aushilfe beim FC Mettler	93
Militärische Aushebung	96
Eine strapaziöse Velotour	99
Die Geldfeile	102
Mit dem Götti im Engadin	105
Im „Verkauf Zürich“	110
Abschied vom Hübli	115
Dank	117

## **Das alte Schulhaus – unser neues Zuhause**

Im Frühling 1961 zügelte unsere Familie erneut innerhalb Wolfhausens; diesmal wieder dorfeinwärts – ins „Hüebli“. Die Liegenschaft in die wir zu wohnen kamen lag ganz in der Nähe des Brändliackers, nur einen guten Steinwurf vom Haus entfernt in dem wir einst wohnten. Damit wurden wir nun Bewohner eines ganz besonderen Hauses, des „alten Schulhauses“, denn es handelte sich um das im Jahre 1820 erbaute erste Schulgebäude des Dorfes, das, nachdem 1912 ein grösseres an neuem Standort errichtet worden war, zu zwei Lehrerwohnungen umfunktioniert wurde. Meine Eltern hatten das Glück, hier ein grosszügiges Mietobjekt von der Schulpflege zugesprochen erhalten zu haben. Wir hatten nun ausreichend Platz: im ersten Obergeschoss – eigentlich das Hochparterre – befanden sich Küche, Bad/WC, das Wohnzimmer, das Elternschlafzimmer, ein kleines Stübli und ein Kinderzimmer für den noch nicht ganz vierjährigen Peter.

Im dritten, direkt unter dem Estrich gelegenen Stockwerk stand je ein Zimmer für Margrit, Karl und mich bereit. Margrit war allerdings nur noch selten zuhause, da sie – nach einem schon zur Blumenberg-Zeit absolvierten Haushaltjahr in Winterthur, einem Welschlandjahr in Genf und einem vorbereitenden Praktikum – 1962 ihre Ausbildung als Säuglingsschwester an der Pflegerinnenschule in Zürich begann. Ein weiteres Zimmer in diesem obersten Geschoss gehörte eigentlich zu Müllers Bereich, durfte aber – auf deren Angebot hin – von uns vorübergehend an eine Junglehrerin untervermietet werden. Im Untergeschoss befanden sich Waschküche, Trockenraum und ein Keller, der wieder ähnliche Grösse hatte wie jener im Brändliacker. Neu für uns war die mit Kohle zu feuernde zentrale Heizanlage mit Radiatoren in allen Zimmern.

Im zweiten Stock – also zwischen unserer Wohnung und den Zimmern von uns Kindern – wohnte die Familie Müller: Hans-Karl Müller, unser Dritt- und Viertklasslehrer und seine Frau Irene, Kindergärtnerin an unserer Dorfschule.

Während unserer Hübli-Zeit wurde sie Mutter und gab ihre Berufstätigkeit aus diesem Grunde auf. Müllers waren nicht nur die liebsten Mitbewohner die man sich vorstellen kann, sondern auch ausgezeichnete Lehrkräfte, die von Kindern, Schülern und Eltern gleichermassen geschätzt wurden. Dass dem so war, bezeugten unter anderem die vielen Besuche, welche die „Chegelischüler“ ihrer ehemaligen Kindergärtnerin auch Monate nach ihrem Rücktritt vom Schuldienst noch abstatteten. Gruppenweise standen sie jeweils in der schulfreien Zeit vor unserem Haus und riefen im Chor „Frau Müller, Frau Müller, Frau Müller“. Solange, bis die Gerufene sich aus dem Fenster lehnte und mit ihnen plauderte oder sie ein liess. Die Qualitäten von Hans-Karl Müller als Lehrer habe ich bereits in meinen Erinnerungen aus der Blumenberg-Zeit gewürdigt. Und so wie er als Lehrer war, so war er auch in seinem privaten Leben: ein offener, unkomplizierter, humorvoller und unternehmenslustiger Mensch.

Das stattliche „alte Schulhaus“ stand auf einem etwa 2'000 Quadratmeter grossen Grundstück, satt an die Dorfstrasse angrenzend, die zu jener Zeit nur schwach befahren war. Das äusserst massive Bauwerk trug ein wohl proportioniertes Doppelwalmdach. Die Mauern waren so dick, das wir Kinder uns an regnerischen Tagen beim hausinternen „Versteckis“ bequem zwischen Fenster und Nachtvorhang verstecken konnten. Weit überragt wurde das stattliche Haus von einer prächtigen im Südwesten des Grundstücks stolz in den Himmel ragenden Tanne. Das gesamte Areal war mit einem stabilen Zaun abgegrenzt. Von Osten her führte ein Kiesweglein zum Hauseingang, der von einer massiven Holztüre mit integriertem Briefkastenschlitz bewacht war. Etwa die Hälfte des Umschwungs bestand aus Wiese und Rabatten, bewachsen mit verschiedenen Bäumen und Sträuchern. Ein prächtiger Magnolienbaum, umreicht von Zierbüschen, bot einen lauschigen Schattenplatz, in den man sich an heissen Tagen so richtig verkriechen konnte. Im Süden des Hauses lag unser Gemüsegarten, der gerade so gross war, dass unsere Familie ihn noch zu bewirtschaften vermochte.

Zur Liegenschaft gehörte auch ein westlich des Hauses gelegener frei stehender zweigeschossiger Schopf, der im bodenebenen Teil Platz für Velos, Garten- und andere Gerätschaften bot. Im oberen Teil lagerte das Heu für unsere Kaninchen, deren Stall sich auf der Südseite an den Schopf anlehnte. Dass die Hasen auch im Sommer nicht zu heiss hatten, dafür sorgte die mächtige Tanne. Das Stück zwischen Schopf und Wohnhaus diente Müllers als Parkplatz für ihren „Döschwo“, der damals als Symbol für Unabhängigkeit, Freiheit und Lebensfreude galt. Ich hatte seinerzeit immer das Gefühl, dass dieses Auto echt zur Lebensphilosophie von Irene und Hans-Karl Müller passe. An Wochenenden stand dort hin und wieder auch noch ein „Messerschmitt“, das zweiplätzig Dreiradgefährt von Lüschers, den Eltern von Frau Müller, dessen Glaskuppe man zum Ein- und Aussteigen wegkippen musste. Auch diese beiden Leute waren – wie hätte es anders sein können – sehr liebenswürdige Menschen.

Westlich des Schopfs – wir nannten es „Schöpfli“ – breitete sich, in einem grossen Dreieck, Müllers theoretische Gartenanlage aus. „Theoretisch“ deshalb, weil sie anstatt einer Gartenanlage vielmehr einer Wildnis glich. Sicherlich fehlte Müllers die Zeit – wohl aber auch die Lust – zur Pflege eines Gartens, und so überliessen sie denn halt den ganzen Blätz dem Wirken und Zufall der Natur. Da fanden sich Erdbeerstauden unter Königskerzen und Himbeersträuchern, verschiedenste hohe Gräser und Jät in Nachbarschaft mit Kräutern, Kamillen und Brennesseln, Johannis- und Brombeersträucher neben Hauswurz, Garten- und Wiesenblumen neben Stachelbeerbstauden. Auch wenn einzelne Leute des Dorfes von „Urwald“ sprachen – für die Kleinsttierwelt war dieser Garten ein Paradies. Und in eben diese kleine Wildnis flüchtete eines Nachmittags eines unserer Kaninchen. Soll doch mal jemand versuchen einen Hasen einzufangen, der in eine solche Landschaft abhaut und sich darin versteckt! Da genügt eine Person nicht um ihn einzufangen. Und so setzten Karl und ich halt zu zweit auf die Taktik „Jagen bis der Chüngel müde ist“. Mit viel Mühe gelang es uns nach längerer Hatz dann doch noch, ihn in eine Ecke zu treiben, wo er sich duckend, hastig näselnd und

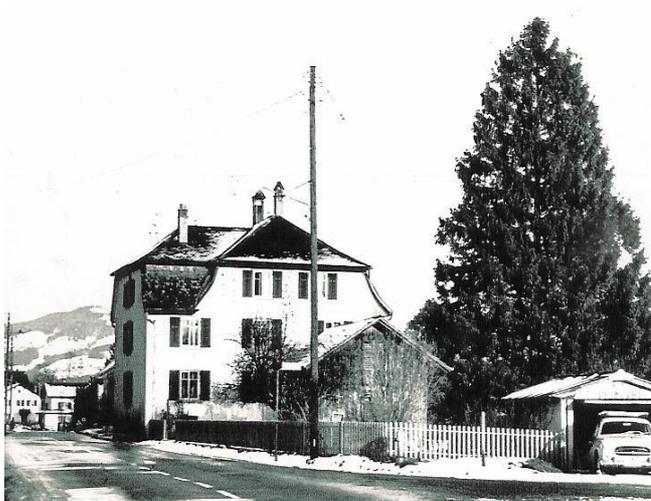
schnaufend ergab und zurück in sein Stallabteil tragen liess.

Neben dem Kaninchenstall stand ein etwa ein Kubikmeter grosser würfelförmiger Trog, dessen Dachrinnen-Wasser der Gartenbewässerung diente. Vorübergehend benutzte ich ihn auch einmal als Fischteich für eine etwa 30 cm lange Schwale. Was ich dabei gedacht habe ist mir heute ein Rätsel, denn es kam so wie es kommen musste: der Fisch setzte nach kurzer Zeit einen weisslichen dicken Schleimbelag auf dem ganzen Körper an und fand sich wenige Tage später, mit dem Bauch nach oben, an der Wasseroberfläche. Das tat mir dann sehr leid, und ich fragte mich danach immer wieder, wie der Fisch – wohl mangels Sauerstoff – in meiner Gefangenschaft gelitten haben musste. Ich schwor mir, nie mehr so einen derart kopflosen Blödsinn zu machen.

Das Schöpfli hatte es mir übrigens besonders angetan. Es bot uns Kindern, insbesondere bei schlechtem Wetter, Raum für allerlei Aktivitäten. Man konnte darin am Velo „herumm chlüttere“, nach Herzenslust sägen, schrauben und hämmern – ganz so wie wir das früher im Brändliacker auch konnten und durften. Im darüber gelegenen „Heubödeli“, gab’s eine manngrosse Türe, die direkt ins Freie führte, eingebaut wohl, um das Heu ein- und auslagern zu können. Die Fallhöhe von etwa zweieinhalb Meter nutzte ich an einem Nachmittag, um zusammen mit Nachbarsbuben auszuprobieren, inwieweit ein Regenschirm die Funktion eines Fallschirms übernehmen kann. Dazu befestigten wir Schnüre an den Enden der Spanndrähte eines alten Schirmes und knüpften diese an dessen Handgriff fest. Mit diesem technischen Wunderwerk liessen meine Freunde und ich uns in die Tiefe „gleiten“. Die Landungen waren allerdings derart hart, dass wir uns gegenseitig eine positive Wirkung des Bastelwerkes einreden mussten. Eine Wiederholung dieses Fallschirmtrainings fand übrigens nie mehr statt.

Auch die nähere Umgebung unseres neuen Domizils ist eine Beschreibung wert. Richtete man den Blick aus unserer Wohnung gegen Osten, also gegen das

Dorfzentrum, so fiel die Sicht auf das Bauerngut der Familie Wirz. Gegen Süden stiess unser Areal an Grünzone, an Wies- und Weideland, und in der Ferne zeigten sich die Glarner-Alpen, der Etzel und die Mythen. Gegen Westen grenzte der Umschwung an die Liegenschaft der Familie Schönmann und an das Spritzenhäuschen der örtlichen Feuerwehr. Daneben, aber ennet der Hauptstrasse, befanden sich ein Doppel-Flarz und die Gebäude der Familie Kuhnen, die einen Getränkehandel betrieb. Im Norden lag, hinter einer saftigen Wiese, das Brändliacker-Quartier – unser einstiges Zuhause.



Blick von Westen gegen die Dorfmitte und den Bachtel. Vor dem Haus das „Schöpfli“, rechts die stolze Tanne. (Aufnahme 1966 von Kurt Schmid, Bubikon.)



Die Arbeitsecke in meinem Zimmer (oberstes Fenster links auf dem nebenstehendem Foto).



Peter, einmal skeptisch (mit Margrit) ...



... und einmal fröhlich (mit mir)

## Im Landdienst

Vermutlich war es 1959 – also noch zur Blumenberg-Zeit – als ich mich zum freiwilligen Landdienst meldete. Dazu musste ich irgendwo in einem Büro vorsprechen; wo dies war weiss ich nicht mehr. Dort gab man mir die Adresse eines Bauern in Baltenswil bei Bassersdorf – nahe Kloten –, wo man mich erwartete. Ich war gespannt auf meine neue Ferienbeschäftigung. So ganz fremd waren mir die Arbeiten auf einem Bauernhof allerdings nicht, schliesslich erlebte ich schon während der Brändliacker-Zeit – dank unserer Nähe zum Bauernbetrieb des Ehepaares Haag und dessen Knecht Franz Meier – vieles vom Alltag dieser Berufsgattung. Und auch im Sommer 1957, als ich für zwei Wochen auf dem Hof der Familie Näf im „Gstein“ – einer Aussenwacht von Bubikon – Ferien machen durfte, konnte ich das bäuerliche Leben hautnah miterleben. Mein Glück war dazumal, dass Näfs, nebst einem jüngeren Mädchen, auch zwei sehr verträgliche Buben in etwa meinem Alter hatten. Und weil von diesen und mir nur ein bescheidener Arbeitseinsatz auf dem Hof gefordert wurde, gab's ausreichend Gelegenheit zu abwechslungsreichem Zeitvertreib.

Ganz anders war's dann im Landdienst beim Bauer in Baltenswil. Als ich dort meinen Dienst begann, stand lediglich der längst erwachsene ledige Sohn dem Ehepaar Meier zur Seite. Nicht etwa rund um die Uhr, sondern nur bei Bedarf und nur in seiner Freizeit, da er auf dem Flughafen bei der Swissair angestellt war. Weder Kinder noch Jugendliche gab es in der Nähe des am Dorfrand gelegenen Hofes. Das Gut bestand aus einem Bauernhaus, das direkt mit dem Ökonomiegebäude verbunden war: mit Scheune, Tenn und Stallungen. Ebenfalls ans Haus angebaut war ein kleiner, offensichtlich nachträglich erstellter Flachdachtrakt, in dem die Waschküche, ein WC und der Schweinestall untergebracht waren.

Zum Anwesen gehörte auch ein auf der andern Seite des Zufahrtssträsschens

gelegener Nebenbau, bestehend aus einem Schopf, einer Garage für den „Bührer“-Traktor und einer Remise, wo die verschiedenen Landwirtschaftsmaschinen und –geräte eingestellt waren. Im Osten grenzte an das Wohnhaus ein Blumen- und Gemüsegarten – das Reich der Bäuerin, auf das sie zwar innerlich stolz war, das aber leider niemand beachten konnte, da es vom Strässchen her kaum einsehbar war. Selbstverständlich fehlte auch der zu jedem Bauernhof gehörende Hühnerhof nicht. Mit einem hohen Maschenzaun eingefasst, einigen Sträuchern und üppig wuchernden Brennnesseln bot dieses Stück Erde dem Federvieh einen herrlichen Auslauf. In der Mitte des grosszügigen Scharrgeländes stand den sichtbar glücklichen Hühnern ein geräumiges Holzhäuschen zur Verfügung, das ihnen nicht nur als Legeplatz diente, sondern nachts auch Schutz vor dem Fuchs bot – sofern man nicht vergass, Hühnerwohnung und Gehege vor dem Einnachten gut zu verschliessen.

Der „Vehstall“ beherbergte ein Dutzend der seinerzeit landauf-landab üblichen hellbraunen Simmentaler-Kühe. Auch rund ein halbes Dutzend Rinder, ein aggressiver Stier, drei oder vier Schweine und zwei Pferde gehörten zum tierischen Inventar. Das vermutlich nicht ganz schmerzlos auf die Haut gebrannte und dann als Narbe sichtbare Schweizerkreuz liess erkennen, dass es sich bei den beiden Pferden um so genannte „Eidgenossen“ handelte, um Rosse also, die – gegen Entschädigung – der schweizerischen Armee nach Bedarf zur Verfügung stehen mussten. Hin und wieder erhöhte sich der Nutztierbestand um ein bis zwei Kälber. Selbstverständlich gehörte zum Bauerngut auch der „Bless“, ein Apenzeller-Hund, dessen Aufgabe es nicht nur war den Hof zu bewachen, sondern auch mit viel Gekläffe die Kühe von der Weide nach Hause zu treiben. Im weiteren schlichen stets mindestens zwei erwachsene Katzen ums Haus; und wenn die eine oder andere wieder mal Junge hatte, strichen einem die Tigerli, Fleckli oder Schäggli den halben Tag um die Beine, behinderten einem bei der Arbeit und brachten einem oft beinahe zu Fall.

Dies also war mein Arbeitsplatz während der Schulferien. Hier konnte ich die so ungeliebte Schule, Gott sei Dank, schnell und für eine schöne Weile vergessen. Zu tun gab's meist mehr als genug. Anstatt – wie in den Ferien üblich – morgens etwas länger zu schlafen, hiess es nun bereits um Fünf in der Früh' aus den Federn zu kriechen und ungewaschen mit Traktor und Ladewagen zur nahen Wiese zu fahren um frisches Gras zu holen und dieses im Tenn in die Futterkrippen einzufüllen. Vor dem Melken waren den nun intensiv fressenden Kühen die Schwänze aufzubinden, damit sie einem diese nicht dauernd ins Gesicht schlugen. Nach dem Präparieren ihrer Euter konnte man die Saughülsen der tragbaren Melkmaschine über die Zitzen stülpen. Während die Maschine nun ihre Arbeit verrichtete, hatte man Zeit, die zuletzt gemolkene Kuh von Hand noch auszumelken und die nächste mit Melkfett anzurüsten.

Die warme Milch wurde in die vor dem Stall bereit gestellten Norm-Kannen geschüttet. Ihnen entnahm entweder Bauer Meier oder ich nach dem ersten Einguss ein Schöpfmass voll der stallfrischen Köstlichkeit und gossen diese in einen daneben stehenden leicht verbeulten Blechteller, vor dem jeweils bereits die Katzen freudig aufgereggt jede unserer Bewegungen beobachteten. Gierig stürzten sie sich dann auf das leckere Melkergebnis. Jeden Morgen und Abend, als könnten sie die Uhrzeit lesen, tauchten sie rechtzeitig vor dem Stall auf. Mit dieser Aktion konnten sie ihren – aus meiner Sicht – vermutlich eher langweiligen Tag etwas beleben. Auch ich hatte die Dauererlaubnis, mir nach Lust und Laune ein Glas der stallwarmen Kuhmilch einzuschenken. Davon machte ich – zumindest morgens – gerne Gebrauch, denn das stets sehlichst erwartete reichhaltige Frühstück wurde immer erst nach getaner Stallarbeit von der Bäuerin aufgetischt.

Eine der Arbeiten die ich sehr gerne ausführte war das tägliche Ausmisten des Kuhstalls und das Einstreuen mit frischem Stroh. Das Mistgut war mit einer ziemlich rostigen Garette abzutransportieren und auf dem Misthaufen draussen vor dem Rossstall zu deponieren. „Misthaufen“ ist eigentlich eine etwas

despektierliche Bezeichnung für solche Deponien, denn in Tat und Wahrheit handelt es sich bei solchen meist eher um bäuerliche Schmuckstücke. Sorgfältig aufgeschichtet, mit rundum schön senkrechten Wänden sind sie der geheime Stolz so manchen Bauers. Der Begriff „Miststock“ tönt doch respektvoller.

Lange Bretter führten hinauf auf diesen täglich in die Höhe wachsenden Haufen, und es brauchte eine immer längere Anlaufstrecke zur Erreichung einer immer höheren Geschwindigkeit, um mit der Garette den Auskipport zu erreichen. Die nötige Distanz und Fahrgeschwindigkeit konnte ich mit der Zeit sehr gut abschätzen. Brenzlich konnte es nur werden wenn es regnete und die Bretter nass und glitschig wurden. Und so kam es eines Tages wie es kommen musste: Den Mist in der Garette hoch aufgetürmt, rutschte ich bei vollem Tempo im Steilstück auf den regennassen Brettern aus, fiel auf die Knie, drückte dabei naturgemäss die Holmen meines Gefährts nach unten, so dass die ganze Ladung über meinen Kopf und meinen Oberkörper stürzte. Glücklicherweise hatte ich keine Verletzung erlitten, aber ich roch nach Kuhmist. Roch, nicht stank, denn Kuhmist, wie auch Stallgeruch, habe ich nie als Gestank empfunden, sondern eben als Geruch, als vertrauten Geruch, der zu einem richtigen Bauernhof gehört. Nur, reinigen musste ich mich trotzdem. Gut, dass das Ungeschick nicht schon am Morgen, sondern erst anlässlich der abendlichen Melkerei geschah und es inzwischen stark regnete. Duschen oder Baden war in diesem Bauernhaus kurzfristig nicht möglich, und so machte ich mir einen defekten Dachchännel zu Nutzen, entledigte mich der Stiefel und Kleider und benützte den herab strömenden Wasserguss als Dusche. Es sind – so meine ich – nicht die Dinge des Alltagstrotts, die einem in besonders fester Erinnerung bleiben, sondern vielmehr jene Ereignisse, bei denen Unbill und Abenteuerlichkeit miteinander verknüpft sind.

Zu solchen Ereignissen zählt auch mein erster sonntäglicher Ausritt, zu dem mich Alfred, der erwachsene Sohn der Bauernfamilie einlud. Er auf dem Sattel des jüngeren noch stellungspflichtigen Eidgenossen, ich auf jenem des alten,

militärisch ausgemusterten Ackergauls. Gemeinsam ritten wir gemütlich durch die Landschaft, als das Pferd meines Begleiters plötzlich scheute, sich aufbäumte, mit den Vorderbeinen in den Himmel ruderte und wild wieherte. Dadurch erschrak mein Gaul dermassen, dass er völlig verstört in hohem Tempo davon galoppierte. Ich versuchte ihn aufzuhalten indem ich die Leine gegen mich riss. Doch das nützte nichts. Ich flehte ihn an, doch bitte anzuhalten. Aber auch das nützte nichts. Unentwegt galoppierte er – wie „vom Affen gebissen“ – in Richtung unseres Bauerngutes. Nur mit grösster Mühe konnte ich mich auf dem Rücken halten. Als sich das Pferd dem unbewachten Bahnübergang näherte, der nahe dem Gehöft zu passieren war, konnte ich nur noch hoffen, dass nicht gerade ein Zug kommen möge. Wir beide hatten, Gott sei Dank, Glück. Gallopierten ungehindert die letzten hundert Meter dem Hof entgegen. Der Bauer musste gesehen, gehört oder geahnt haben, dass da irgend etwas Ungewohntes vor sich ging und so kam er aus dem Haus geeilt, vermochte das Pferd abzubremsen, festzuhalten und etwas zu beruhigen. Schweissnass und heftig schnaubend liess sich das ansonsten ruhige und sehr liebe Pferd in den Stall führen.

Etwas später kehrte dann auch der Sohn mit seinem bockigen Eidgenossen unversehrt zurück. Bauer und Sohn machten mich darauf aufmerksam, dass ich die Leine falsch, nämlich nach unten, gezogen hätte. Vielmehr müsse man dem Pferd in solchen Situationen den Kopf nach oben reissen, damit es den Boden nicht mehr sehen könne, belehrten sie mich. Guter Ratschlag, aber wie hätte ich dies nur bewerkstelligen können, nachdem ich ausschliesslich damit beschäftigt war, das Gleichgewicht auf dem Rücken des Pferdes überhaupt halten zu können. Zudem gab der Sohn zu, dass er vom Eidgenossen gar abgeworfen worden sei, die Zügel glücklicherweise aber zu halten vermochte. Sonst wäre das Pferd vermutlich ohne ihn nach Hause geflohen.

Praktisch jede Schulferien arbeitete ich auf dem Hof der Familie Meier. Mit der Zeit kannte ich den Betrieb sehr genau, konnte beinahe alle anfallenden Arbeiten

eigenständig ausführen und beherrschte den normalen Tages- und Wochenablauf. Die Entscheidungen wurden selbstverständlich vom Bauer persönlich getroffen. Lehrreich war, dass er mir sehr oft und meist nach Feierabend die Gründe erklärte, die zu seinen Entscheiden führten. Wetterprognosen von Radio „Beromünster“ kombinierte er mit Beobachtung der Natur. Wolkenbilder, Abendrot, Wind, Flug der Schwalben und Verhalten der Tiere ganz allgemein verrieten ihm, wie sich das Wetter in den nächsten Stunden und Tagen entwickeln würde. Es wurde mir seinerzeit klar, dass die Güte der Entscheidungen, gepaart mit Wetterglück oder –pech, das Wohlergehen des Bauern in einem starken Masse bestimmen. Ein Missgriff in die bäuerliche Trickkiste, und der erhoffte Ertrag einer Ernte fällt geschmälert oder ganz aus.

Die Sommerwochen waren eine körperlich sehr strenge Zeit. Tagsüber war – schönes Wetter voraus gesetzt – beinahe pausenloses Arbeiten im Zusammenhang mit dem Einbringen von Heu und Korn angesagt. Die meisten der heutigen hoch rationellen Maschinen fehlten seinerzeit noch; die Arbeiten mussten zeitaufwändig von Hand verrichtet werden. Nach der abendlichen Stallarbeit und dem Nachtessen musste das eingebrachte Heu jeweils noch bis in die späten Stunden hinein von den im Tenn aufgezogenen Ladebrücken in den Heustock gegabelt werden. Ich mag mich an Abende erinnern, wo ich mich, dem Erschöpfungszustand nahe, die Treppe hinauf zu meiner Kammer schleppte und todmüde ins Bett fallen liess. Es war insbesondere jene harte Zeit, wo sich mein Wille stärkte, nicht so schnell aufzugeben. Wo ich lernte „durchzubeissen“.

Manchmal fragte ich mich in jenen Tagen, ob denn die vier Franken Tageslohn, die ich zusätzlich zu freier Kost und Logis für meine Arbeit erhielt, vielleicht doch etwas wenig seien. Rechnete ich dann aber den Betrag aus, den ich jeweils am Ende eines Einsatzes erhielt, so ergab dies doch eine hübsche Summe, die es mir ermöglichte den einen oder anderen Wunsch zu erfüllen. So konnte ich es mir leisten, mit einem der Zahltage in der EPA in Zürich eine Armbanduhr der Marke

„Cimier“ zu erwerben. 30 Franken kostete jene Uhr, von der ich lange geträumt hatte und die ich nun stolz tragen und mein Eigentum nennen durfte. Allerdings leider nicht sehr lange, löste sie sich doch zusammen mit dem braunen Lederband bereits beim nächsten Landdiensteinsatz unbemerkt von meinem Handgelenk. Die Suche nach ihr verlief zwar nicht ergebnislos, endete aber mit einer grossen Enttäuschung. Die Uhr lag, völlig zerstört, auf einem Feldweg – vom Traktor überrollt. Nun, dank meinem neuerlichen Einsatz war die Ersatzbeschaffung ja bereits sicher gestellt.

Zweimal leistete ich auch im Herbst Landdienst bei Meiers. Auch wenn die Obst-, Zuckerrüben-, Rungge- und Kartoffelernte reichlich zu tun gab – derart streng wie im Sommer empfand ich diese Arbeitseinsätze bei weitem nicht. An einem dieser Herbsttage wurde auch eine der gut gemästeten eigenen Sauen geschlachtet, und man erwartete selbstverständlich, dass ich mich dabei nützlich zeigte. So drückte man mir schon kurz nachdem das Borstenvieh den Gnadenschuss erhalten hatte ein Stahlkessi in die Hand und reichte mir einen Rührstecken, mit dem ich das einströmende Blut pausenlos umzurühren hatte. Und später dann durfte ich in der bäuerlichen Küche den Metzger bei der Herstellung von Blutwürsten assistieren. Seither weiss ich zumindest, dass insbesondere die Zutaten, mit welchen das zuvor lebenswichtige Elixier angereichert wird, eines jeden Wursters streng gehütetes Geheimnis ist.

Einmal, an einem trüben Herbsttag, kam auf unserem Hof Nervosität auf. Eine Kuh sollte kalbern; ein Ereignis, das in der Regel zu den unvergesslich schönen Momenten zählt. Diese Geburt aber war mit Komplikationen verbunden. Das Kälbchen konnte von der Mutter nicht aus eigener Kraft auf die Welt gebracht werden, so dass sich Bauer Meier und ich als Geburtshelfer betätigen mussten. Nur mit vereinten Kräften gelang uns nach längerem Einsatz die Befreiung des Kalbes aus dem Mutterleib. Leider mussten wir feststellen, dass das Neugeborene nach dem Abtrocknen des Fells mit Stroh und dem Ablecken durch die Mutterkuh

sehr schwach war und sich aussergewöhnlich lange nicht auf die Beine stellen konnte. Das Kälbchen blieb ein „Sorgenkind“. Es tat mir leid, und so nahm ich mich ihm besonders an. Immer nach getaner Stallarbeit hielt ich ihm geduldig den Kübel hin mit dem Gemisch aus Milch und Kraftmehl. Und weil ihm der Trinknuggi laufend aus dem Maul glitt, übernahmen meine Finger dessen Funktion. So nahm das Kalb wenigstens die unbedingt nötige Stärkung zu sich. Zwar stand es noch über Wochen etwas schwach auf den Beinen, aber ich konnte miterleben, wie es langsam aber sicher gedieh. Es wuchs mir ans Herz. Zu keinem Tier im Stall hatte ich eine engere Beziehung als zu diesem Kälbchen. Ich widmete mich ihm immer wieder auch in meiner Freizeit nach dem Mittagessen und abends. Bis zu jenem Tag, an dem folgendes geschah:

Am späteren Vormittag fuhr ein Fahrzeug mit Anhänger vor und parkierte rückwärts vor die hintere Stalltüre. Ein Mann stieg aus, löste die beiden Hebel an der Rückwand des Anhängers und liess diese runter, so dass aus ihr eine Rampe entstand. Was soll denn da geschehen? Der Bauer hatte mir mit keinem Wort erzählt, dass er eine Kuh zu verkaufen gedenke. Und es sollte – wie sich bald einmal heraus stellte – auch keine Kuh sein. Nein, es sollte ein Kalb sein. Und zwar ausgerechnet mein Liebling, mit dem ich so viele Stunden verbracht hatte. Am Strick zerrte es der Vehhändler aus dem Stall in den Anhänger. Das Kälbchen versuchte zwar mit aller Kraft Widerstand zu leisten – stemmte so gut es ging mit den Beinen dagegen. Selbstverständlich vergebens. Es schien zu spüren was mit ihm geschehen würde. Zum Metzger werde man es bringen, da es kein gutes Rind werde – meinte Bauer Meier. Mir zerbrach beinahe das Herz. Nicht verwunderlich, dass ich noch viele Jahre später wenn immer möglich auf den Genuss von Kalbfleisch verzichtete.

Anstatt das Kalb – so dachte ich damals – hätte man gescheiter den Stier zum Metzger gebracht. Denn diesen liebte ich gar nicht. Und das war gegenseitig. Schon vom ersten Tag weg bekam ich dessen Aversion gegen mich zu spüren.

Jedes Mal wenn ich an seinem Stallplatz vorbei gehen musste, führte er sich auf als wollte er mich zum Kampfe heraus fordern – schnaubte wild, stocherte mit seinen kurzen geraden Hörnern in meine Richtung und schüttelte seinen breiten Kopf, dass die Kette rasselte. Ich konnte nur hoffen, dass diese nie reißen würde. Der direkt beim Stalleingang postierte, eher niedrig gebaute, dunkelbraune Kraftprotz war übrigens ein ganz besonderer Stier – es war der „Gemeindemuni“, der Stier also, der – dank seinem ausgezeichneten Stammbau – für die Befruchtung der Kühe des halben Dorfes zuständig war. Da kreuzten jeweils die Bauern mit ihren stierigen Kühen bei uns auf dem Hof auf, um bei erfolgreicher Zulassung einen Eintrag ins Zuchtbuch erwirken zu können.

Unser Stier roch offenbar schon von weitem, wenn wieder ein begattungsfähiges „Opfer“ im Anmarsch war. Dann geriet er völlig von der Rolle, wurde noch wilder als er sonst schon war. Und wenn er dann, am Nasenring geführt, hinaus auf das speziell für diesen Zweck erstellte Zulassungsplätzchen stürmte und dabei Bauer Meier mitschleifte, dann brachte ich mich unverzüglich in der näheren Umgebung in Sicherheit. Der Muni bestieg in einem ersten Anfall die Kühe jeweils derart stürmisch, dass diese beinahe einbrachen. Und hätte man sie nicht vor das stabile Holzgeländer gestellt, sie wären vom Stier wohl wie eine Schubkarre einfach nach vorne weg gestossen worden. Nach getaner Arbeit konnte unser Muni problemlos in den Stall geführt werden. Seine Aggressionen waren für eine Weile gedämpft.

Meinen letzten Landdienst leistete ich in den Sommerferien während der dritten Sekundarklasse, also im Sommer 1961. Und dies wurde ein ganz besonderer Einsatz. Herr Meier und sein Sohn hatten sich zerstritten, so dass Sohn Alfred für Hilfen und Aushilfen nicht mehr zur Verfügung stand. Und wie es das Schicksal wollte, fiel Bauer Meier kurz danach von der Heubühne, hatte die Hüfte gebrochen und musste nach dem Spitalaufenthalt noch einige Wochen an Stöcken gehen. So kam ich denn rechtzeitig und wie gerufen. Unter Mithilfe der Bäuerin führte ich nun praktisch sämtliche im Betrieb anfallenden Arbeiten aus. Herr Meier humpelte

während dieser Zeit ums Haus herum und gab die notwendigen Anweisungen. Als sich die Sommerferien dem Ende näherten und der Bauer noch nicht voll einsatzfähig war, lud er mich kurzerhand in seinen Opel Kombi und fuhr mit mir nach Bubikon, um beim Schulpräsidenten vorzusprechen. Dieser weilte aber noch in den Ferien, und so suchten wir den Vizepräsidenten auf. Ziel war das Einholen einer Bewilligung für verlängerte Schulferien. Und wir hatten Glück. Vizepräsident Hess – selbst Bauer – hatte volles Verständnis für unser Anliegen, und da ich mich im zehnten Schuljahr – also in der längst nicht mehr obligatorischen Schulzeit – befand, entschied er in eigener Kompetenz zu unseren Gunsten. So stand mir nochmals eine Zeit arbeitsreicher, ja harter Arbeit bevor. Andererseits kam ich dafür in den Genuss von zwei zusätzlichen schulfreien Wochen. Was mir wesentlich mehr wert war.

Noch viele weitere Erlebnisse sind mit meiner Landdienstzeit verbunden. Etwa jener Tag, als mir die Kühe durchbrannten und in die umliegenden Fruchtfelder entflohen, oder jene Traktorfahrt, bei der ich mit der seitlich befestigten Auflademaschine beinahe eine Telefonstange rammte. Oder die Spielereien mit dem Bless, der sich, wenn ich ihn reizte, jeweils derart in den Besen verbiss, dass ich ihn wie einen Helikopter-Rotor durch die Luft schwingen konnte. Auch wenn der Landdienst eine zeitweise körperlich sehr harte Zeit war – ich wurde mit vielen Erlebnissen und Erfahrungen entschädigt. Er hat mir Kraft gegeben und geholfen, eine der ziemlich schwierigen Zeiten meines Lebens gut zu meistern.



etwa zur Zeit des Landdienstes



Das bäuerliche Anwesen der Familie Meier. Blick von der Hauptstrasse zwischen Baltenswil und Bassersdorf in Richtung Norden.



Eingang zum Wohnhaus und zum Anbau. Ganz rechts die Hundehütte und der Eingang zum Tenn und zur Scheune.



Das Wohnhaus, dahinter Tenn und Stallungen. Links das Hühnerhaus, hinten links der Garten. (Blick vom Bahngleise aus in Richtung Süden)



Rechts der Schopf, die Garage und Remise für Traktor, Maschinen und Geräte. Und – wie dazumal – der „Bless“. (Blick Richtung Süden)

Alle Bilder sind im Jahr 2004 entstanden. Erstaunlicherweise sieht sehr vieles noch fast gleich aus wie vor über 40 Jahren!

## „Chneble“ im Hüsliriet

In einer sanften Mulde zwischen den Dörfern Bubikon und Wolfhausen befindet sich eine ausgedehnte Riedlandschaft. Immer wenn im Spätherbst die Mäharbeiten dort abgeschlossen waren, wurde im Auftrag der Gemeinde mit dem Aufstauen des Wassers begonnen, das von den umliegenden Wiesen dem Naturschutzgebiet zufluss. Zu diesem Zweck hatte es am untersten Ende des Rieds – dort wo sich das Wasser zum Abfluss sammelt – eine etwas rostige Vorrichtung, die es ermöglichte eine Bretterwand abzusenken. Es dauerte dann ein paar Wochen bis die riesige Riedfläche unter Wasser gesetzt war. Nur einzelne kleine Erhebungen ragten dann noch als Inselchen aus dem Wasser. Eine dieser Erhebungen wurde gar zu einem beinahe hundert Quadratmeter grossen Eiland, das mit Birken, Sträuchern und dürrer Schilf bewachsen war.

Im Dezember, wenn die erste richtige Kälte herein brach, bildete sich schnell einmal eine dünne Eisschicht. Dank der geringen Wassertiefe und seiner eher nebligen Lage war dann dieses Ried – unser Hüsliriet – das weit herum erste grossflächige Gewässer das zugefroren war. Bis es begangen werden durfte dauerte es allerdings jeweils noch einige Tage. Da immer etwa die gleichen Buben – zu denen oft auch ich gehörte – nicht auf die Freigabe warten mochten, betraten sie die Eisfläche schon vorzeitig. Selbstverständlich nur an untierten Uferstellen. Vorsichtig beginnend wagten sie sich Fuss um Fuss weiter aufs Eis hinaus, und wenn dann jeder mindestens einen Schuhvoll raus gezogen hatte, machten sie sich auf den Heimweg – um die Tragkraft schon am nächsten Tag erneut zu testen.

Irgendwann war's dann soweit: Die Tafel „Betreten der Eisfläche verboten! / Jede Haftung wird abgelehnt. / Der Gemeinderat“ wurde von den Gemeindearbeitern entfernt und an deren Stelle lange Holzbänklein – und in späteren Jahren auch noch Velo- und Garderobenständer – hingestellt. Dies war, mit etwas Glück,

manchmal schon vor Weihnachten der Fall, so dass die Jugend die schulfreien Tage auf dem Hüsliriet verbringen konnte.

Das prächtigste Eis bildete sich jeweils wenn die Wasseroberfläche bei konstant tiefer Temperatur rasch zufrieren konnte und weder Wind, noch Schneefall oder gar Regen den Gefrierprozess begleiteten. Dann entstand Eis so hart wie Panzerglas, mit spiegelglatter Oberfläche und so durchsichtig, dass man an untiefen Stellen einzelne Pflänzchen auf dem Grunde sehen konnte. An den etwas tieferen Stellen liess der moorhaltige Untergrund das Eis dunkel erscheinen. Wir sprachen dann jeweils von „Spiegeleis“ oder von „Schwarzem Eis“ – das beste was man zum „Schliifschüenle“ haben konnte. Faszinierend – manchmal aber irgendwie auch etwas beängstigend – zu erleben, wie die sich bildenden Spannungsrisse über die gesamte Eisfläche hinweg peitschten. – Wichtig war einfach, dass man zu den Ersten gehörte, die sich auf eine solche neu entstandene Naturfläche begeben konnten. Ein einziger kurzer Wärmeeinbruch – beispielsweise infolge Föhns – genügte allerdings, und die ganze Pracht war vorbei. Tief schnitten sich dann die Kufen in die weiche Oberfläche, und nach neuerlichem Einfrieren wurde das Eis holprig und unbefahrbar.

Eine weitere Besonderheit hatte dieses Natureis auch noch: An einzelnen Stellen verbargen sich unter teils fussgrossen milchigen Flecken fingerdicke Hohlräume, die einem zu Fall bringen konnten wenn man sie überfuhr. Eine solche „Isblaatere“ wurde mir eines Tages zum Verhängnis. Wie aus „hell-heiterem Himmel“ krachte es unter einem meiner Schlittschuhe. Er war in einen solchen Hohlraum eingebrochen. Ich stürzte und schlug mit dem Knie auf. Schnell erhob ich mich. Tat so, als wäre nichts geschehen. Hoffte, dass niemand meinen Sturz beobachtet hatte. Wollte mich nicht schämen. Aber ich spürte Schmerzen, die bald einmal massiv zunahmen. So machte ich mich denn auf den Heimweg. Mami versuchte am Abend zwar noch das inzwischen stark angeschwollene und rot-blau-gelb-grün angelaufene Knie mit Kühlung und bewährten Hausmittelchen zum Abschwellen

zu bringen – leider aber ohne Erfolg. Am nächsten Tag war ich froh, den Dorfarzt aufsuchen zu können. Eine Punktion sei da nötig, erklärte Doktor Lietha. Ein Schreck fuhr durch meinen Körper, und als ich mit ansehen musste, wie er mir die lange dicke Nadel zwischen Kniescheibe und Kniegelenk einführte und damit Blut und Sekret in den grossen Glaszylinder zog, wurde mir heiss und beinahe übel. Und dass ich bei dieser Prozedur auf die Zähne beißen musste brauche ich eigentlich nicht besonders hervor zu heben.

Bei optimalen Verhältnissen wurde das Hüsliriet jeweils zum Freizeitzentrum der Gemeinde. Nicht nur an den Wochenenden, sondern auch an vielen Abenden fand sich hier Jung und Alt ein. Die meisten ausgerüstet mit Schlittschuhen, viele mit Hockeyschlägern und einzelne mit Schlitten oder Kinderwagen. Und selbst Vierbeiner konnte man sichten, die, völlig irritiert, nicht begriffen, weshalb sie weder wirkungsvoll starten, noch bremsen und schon gar nicht Kurven rennen konnten. Kleidungsstücke dienten zur Markierung von Hockeyfeldern und Goals. Und Mannschaften wurden gebildet, die sich stundenlange, teils recht verbissene Kämpfe lieferten. Einen Schiedsrichter gab's nicht – er hätte ohnehin kaum Wirkung erzielt. Und wie im richtigen Eishockey verliessen Spieler das Feld mitten im Spiel. Nicht etwa aus taktischen Gründen oder wegen Übermüdung, sondern weil der eine oder andere nach Hause musste oder weil ihm das Spielen einfach verleidet war. Solche Spieler wurden sofort ersetzt durch andere, die am Spielfeldrand auf eine Einsatzmöglichkeit warteten. So passierte es immer wieder, dass im Laufe eines Nachmittags eine Mannschaft aus völlig andern Spielern bestand als zu Beginn, und niemand mehr wusste was für eine Spieldauer man ursprünglich vereinbart hatte. Um wieder Klarheit zu schaffen begann man von Zeit zu Zeit einfach ein neues Spiel. Wohl kaum ein Spieler wusste am Abend noch wie viele „Mätsch“ er am Nachmittag gespielt hatte und schon gar nicht, mit welchen Resultaten sie geendet hatten. War ja auch egal – wichtig war doch, dass man sich austoben konnte an der frischen Winterluft.

Hockeyschuhe – „Hockeyböde“ nannten wir sie – hatte ich, wie die meisten meiner Kameraden, keine – zumindest bis weit in die Sekundarschulzeit hinein. Irgend jemand hatte mir seine nicht mehr gebrauchten „Örgeli“-Schleifeisen vermacht. Diese befestigte man an den Sohlen der Strassenschuhe. Mittels Vierkantschlüssel drehte – also örgelte – man solange an der Mechanik bis sich die Backenpaare an die Sohle klemmten. Je nach Material und Qualität der Schuhe beziehungsweise der Sohlen hielten die Schleifeisen gut oder weniger gut, fielen vielleicht von Zeit zu Zeit ab und mussten wieder neu montiert werden. Guten Halt hatte man damit allerdings nicht, insbesondere dann, wenn man über keine hohen Schuhe verfügte. Für die Lebensdauer der Schuhe waren solche Untersätze auch nicht gerade ein Vorteil, aber wir hatten ja keine andere Möglichkeit. Nur gewisse Jugendliche, die ohnehin immer etwas mehr hatten als andere, besaßen zu jener Zeit bereits Hockeyböden wie die richtigen Hockeyaner. Erst im Laufe der Sekundarschulzeit kaufte ich mir vom Angesparten solche Böden. Zu diesem Zweck fuhr ich mit dem Velo nach Wetzikon und machte mich dort zum stolzen Besitzer eines Paares Eishockeyschuhe der Marke „Graf“. Nicht solche mit langer gepolsterter Zunge und einem Schaft bis weit in die Waden hinauf, sondern ein Paar, das nur bis knapp über die Knöchel reichte. Man wackelte darin halt etwas, dafür waren sie billiger. Auf kollegiales Anraten einiger „Fachleute“ und entgegen der Empfehlung der Schuhverkäuferin wählte ich zudem eine knappe Schuhgrösse, die nur dünne Socken erlaubte. Man erzählte sich nämlich, dass die Kanadier – immerhin die weltbesten Hockeyspieler – gar mit nackten Füßen in die Schuhe schlüpfen, um einen perfekten Halt darin zu finden. Das mochte ja seine Wahrheit haben; lieber wäre mir aber gewesen, der häufige Aufprall des Pucks auf meinen Füßen wäre durch eine bessere Polsterung etwas abgefedert worden.

Auch gepolsterte Handschuhe besass ich nicht. Dafür einen Eishockeystock, den ich bei Herrn Braunschweiler gekauft hatte. Herr Braunschweiler war der Inhaber eines kleinen Sattler-Geschäfts, das sich direkt neben der Bäckerei Baumann

befand. Es war der einzige Ort im Dorfe, wo man solche „Chnebel“ oder „Chelle“ kaufen konnte. Auch Pucks hielt Herr „Brunnschwiler“ in seinem Sortiment. Und Isolierband in verschiedenen Farben, mit dem die Stöcke verstärkt, verziert oder notdürftig repariert werden konnten. Ein Besuch in seinem Verkaufsraum lohnte sich für mich immer, nur schon des herrlichen Geruchs von Leder wegen, von dem der kleine Laden erfüllt war und den ich ausgesprochen liebte.

Einmal, an einem sehr kalten Wintertag, begab ich mich nach dem Mittagessen ins Hüsliriet. Nachdem ich die Schlittschuhe montiert hatte und aufs Eisfeld rutschte, erblickte ich bei der Staueinrichtung eine Gruppe Burschen, die irgend etwas verhandelte. Zögernd begab ich mich zu ihnen um mitzuhören. Es wurde jemand gesucht, der den Mut hatte, die Zunge an das gefrorene Eisgestänge zu halten. Passieren – so meinten sie – könne dabei nichts, da die Zunge ja warm sei und deshalb nicht anfrieren könne. Ich überlegte mir, dass nicht nur die Wärme der Zunge, sondern auch der Atem die gefrorene Schicht im schlimmsten Fall rasch auftauen würde. Und so stellte ich mich denn der Mutprobe. Bald einmal musste ich dann aber feststellen, dass die Zunge wie angeschweisst am Eisen haften blieb. Da nützte auch intensives Hauchen nichts. Ich kam in Panik. Riss mich vom Objekt weg. Die Haut der Zunge aber blieb am Eisen kleben. Die Zunge blutete stark. Die Zuschauer ergötzen sich und spendeten – wohl nicht ganz ohne Schadenfreude – Applaus für meinen mutigen Einsatz und die tolle Unterhaltung, die ich ihnen geboten hatte. Blutropfen auf dem Eis zeugten vom Geschehen. Zum Schaden hatte ich nun auch noch den Spott.



Im Hausteil links befand sich der Laden von Sattler Braunschweiler (Foto 2004)



Das Hüsliriet im Sommer. Die Eisfläche zog sich jeweils noch weiter in linker (westlicher) Richtung.  
Im Hintergrund Bubikon und der Bachtel.



Das Eisfeld des Hüsliriets. Etwa so fand unser „Chneble“ statt. Die Aufnahme ist allerdings etwas jüngeren Datums (alle Buben hier tragen bereits Hockey-„Böden“).  
(Fotos aus „Bubikon-Wolfhausen: Zwei Dörfer – eine Gemeinde“, Bände 1 und 2)

## Das Lädelisterberben

Anna Rehm war eine sehr nette Frau, die man im Dorf, da sie noch ledig war, mit Fräulein ansprach, obschon sie bereits im besten Alter steckte. Sie führte angrenzend an den „Freihof“ einen Krämerladen, ein winziges Einkaufsparadies, in dem man, ausser Fleisch und Brot, beinahe alles kaufen konnte was man für den täglichen Gebrauch begehrte. Unzählige Artikel waren da auf kleinstem Raum untergebracht, fein säuberlich und übersichtlich auf den Gestellen aufgereiht. Und was im Laden fehlte, das zauberte Fräulein Rehm einfach aus dem dahinter liegenden Lagerräumchen hervor. Auf dem Ladentisch, direkt neben der Kasse, standen Behältnisse, gefüllt mit Zuckerfröschen, Sugus, Schleckstengel und Fünferbollen. Und ein prächtiges rundes Glasgefäss, das besonders verführerisch wirkte, da es mit grossen bunten Kaugummikugeln gefüllt war.

„Chrömle“ nannten wir das Einkaufen solcher Schleckereien, das für uns am ehesten dann möglich war, wenn man etwa Frauen des Quartiers behilflich sein konnte. Älteren Frauen, die erkrankt oder nicht mehr gut zu Fuss waren und deshalb den Dienst von uns Kindern gerne in Anspruch nahmen, sei es eine Besorgung im Dorf oder eine andere kleine Gefälligkeit. Entweder erhielt man dafür als Belohnung ein Stück Kuchen, Zeltli, Schokolade oder, eben, einen Batzen. Diesen setzten wir besonders gerne und meist unverzüglich in Schleckwaren um.

Wenn man bei Fräulein Rehm einkaufte erhielt man von ihr oft eine der feinen Süssigkeiten geschenkt. Das entsprach ihrer allgemeinen Grosszügigkeit, für die sie bei vielen Einwohnern bekannt war. So wusste man beispielsweise, dass bei den alljährlichen Haus-Sammlungen, wo wir Schüler für die immer gleichen karitativen Institutionen bei den Haushalten und Betrieben Geld betteln gehen mussten, „Anni“ Rehm in der Regel einen überaus beachtlichen Obolus spendierte. Wie man sich im Dorfe erzählte, tat sie – ganz im Hintergrund – auch

sonst viel Gutes für benachteiligte Mitmenschen.

Nebst dem Lädeli von Fräulein Rehm, der Bäckerei, der Metzg und der Milchhütte gab's im Dorf, so klein es auch war, noch den „Konsum“ der Landwirtschaftlichen Genossenschaft und zudem noch einen USEGO-Laden, der lange Jahre von Frau Hohl geführt wurde, einer Frau, ob deren Schönheit ich als Bursche heimlich schwärmte. – Wenn ich mich noch recht erinnere, befand sich in den frühen Fünfzigerjahren die Metzgereiverkaufsstelle direkt hinter dem Laden von Anna Rehm. Später dann wurde in der Kafigasse eine moderne Filiale der Bubikoner Metzgerei Hoffmann eröffnet und von einer Familie Götz geführt. Etwas aber galt trotz Modernisierung für die alte wie für die neue Metzg: Kinder erhielten bei jedem Einkauf als nette Geste ein Rugeli Servalat oder eine Scheibe Aufschnitt – selbst dann, wenn man lediglich billigen Schweineschmalz in einer Büchse aus Wachskarton einkaufte. Solcher Schmalz wurde übrigens von vielen Leuten zum Braten wie auch als Brotaufstrich verwendet. Nicht nur Kinder erhielten in der Metzg ein Wurst-Redli, sondern beispielsweise auch der Hund einer älteren Frau, die im Hübli wohnte und die ihren „Spitz“ zum Einkaufen schickte. Mit einem Täschchen im Maul, in dem sich auch ein Bestellzettel und das Portmonee befand, spazierte dieser Hund alleine zur Metzgerei Götz. Dort wurde ihm, nachdem er das Wurst-Rugeli verzehrt hatte, die gefüllte Tasche ins Maul gegeben. Danach beinelte der „Spitz“ – sich hin und wieder etwas ängstlich umsehend – auf direktem Weg nach Hause zu seinem Frauchen.

In jenen Jahren wurden die Dörfer, Quartiere und Weiler mindestens einmal die Woche von einem Verkaufswagen der MIGROS besucht. Immer an den gleichen Wochentagen um die gleiche Zeit kündigte der Lastwagen mit dem grossen „M“ mittels Hupzeichen seine Ankunft an, bevor er an der immer gleichen Stelle parkte. Der Fahrer kletterte dann aus der Kabine, öffnete die blecherne Seitenverkleidung des alufarbenen Aufbaus und klappte den oberen Teil unter Zuhilfenahme eines speziellen Steckens hoch, so dass daraus ein Dach entstand.

Den schmaleren unteren Teil der Seitenwand klappte er nach unten in die Waagrechte und zog ihn über Führungsstangen aus dem Lastwagenaufbau, so dass daraus ein Ladentisch wurde. Zwischen diesem und dem nun voll sichtbaren Regal bediente das Verkaufspersonal, welches aus dem Chauffeur und in späteren Jahren zusätzlich einer weiblichen Begleitperson bestand. Es war verblüffend, wie viele verschiedene Artikel und insbesondere was für unglaubliche Mengen in einem solch ausgeklügelten Verkaufswagen Platz fanden.

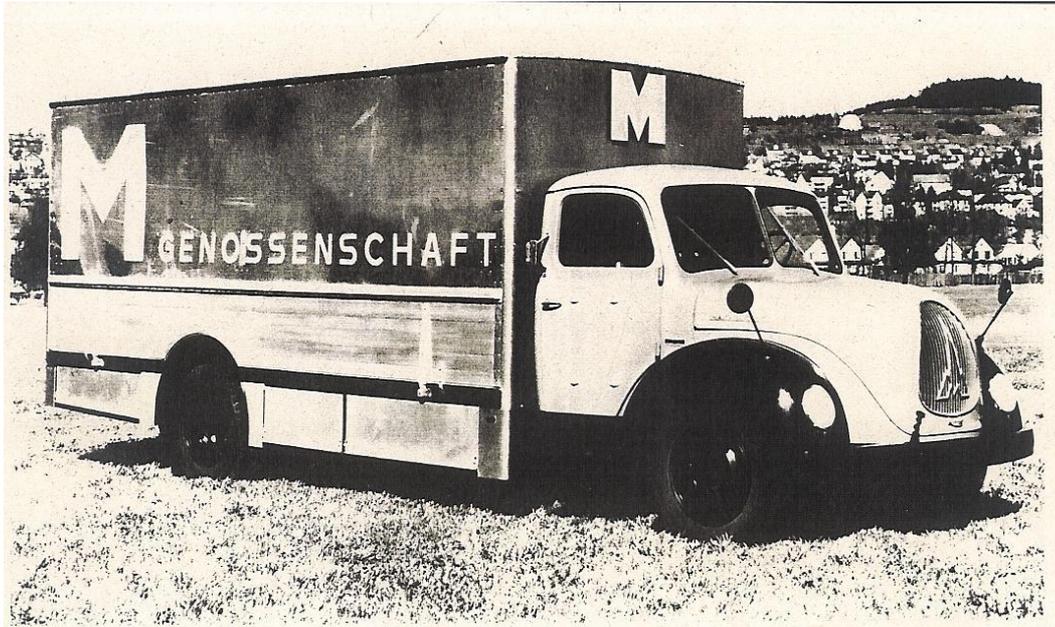
Mit ihren günstigen Preisen lockte die MIGROS natürlich eine breite Käuferschaft an. Nicht verwunderlich, waren doch die Löhne der Arbeiterschaft nicht gerade hoch – ganz im Gegenteil zur Anzahl ihrer Kinder. Das zwang die meisten Mütter mit dem Haushaltbudget äusserst behutsam umzugehen und jede Sparmöglichkeit auszuschöpfen. So war es denn naheliegend, dass man die Gelegenheit zum Einkauf bei dieser günstigen mobilen Verkaufsstation nutzte. Die Geschäftsleute im Dorf sahen das allerdings gar nicht gerne; einzelne fürchteten gar um ihre Existenz. Aus diesem Grunde achteten wir stets darauf, dass uns keine der Ladeninhaberinnen sah, wenn wir vom Einkaufen am MIGROS-Wagen heimkehrten, deckten die Taschen oder den Einkaufskorb mit einem Tuch zu und nahmen wenn nötig einen Schleichweg. Bei der MIGROS einzukaufen war einfach nicht „salonfähig“, denn er war es ja, der den vielen kleinen Geschäftlein das Leben schwer machte. Die Angst vor dem rasch aufstrebenden „Billigwarenanbieter“ konnte auch groteske Formen annehmen. So kaufte mein Freund Ueli einmal zwei Schokoladen im MIGROS-Laden in Rüti und vergass nach dem Verzehr des Inhalts die Verpackungen ausser Haus zu entsorgen. Sein Vater, ein ebenfalls flott expandierender Gütterliwasserhändler, fand am Abend die Umhüllungen. Mit massiver Strafe wurde meinem Freund von ihm unmissverständlich beigebracht, dass er Einkäufe beim Erzfeind MIGROS unter allen Umständen zu unterlassen habe.

Im Laufe der Zeit verschwanden viele der kleinen „Tante-Emma-Läden“. Sie

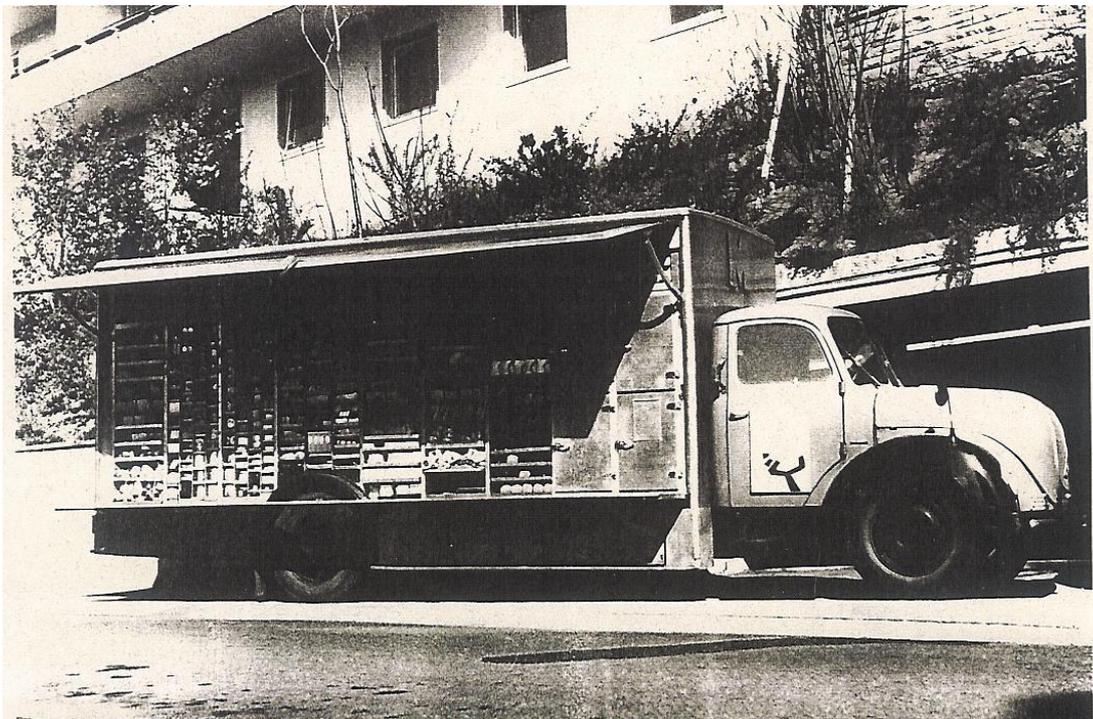
waren inzwischen zu „Hilfe-in-letzter-Not-Lädeli“ geworden, konnten nur noch Kleinigkeiten verkaufen, die den Hausfrauen kurz vor dem Kochen ausgegangen waren. So sank ihr Umsatz laufend, die Ware alterte und die Auswahl musste gezwungenermassen verkleinert werden - ein Teufelskreis, der unweigerlich zum Lädelisterven führte. Mit dem Aufkommen der modernen Selbstbedienungsläden wurde das Einkaufen rationeller, übersichtlicher und preisgünstiger – aber auch animierend und verlockend. Zu bezahlen war dieser Fortschritt mit dem Wegfall einer persönlichen, nostalgisch wohltuenden Atmosphäre. Zu Ende war damit auch die Zeit, in der es möglich war, Einkäufe in einem Büchlein laufend aufschreiben zu lassen und diese bei Gelegenheit oder erst am Monatsende zu bezahlen. Manche Familie im Dorf machte von dieser entgegenkommenden Dienstleistung Gebrauch oder war gar dazu gezwungen, da das Haushaltsgeld manchmal nicht bis zum Monatsende reichte. Die „Hütte“ und auch schon der „Konsi“ führten auch für unsere Familie zeitweise ein solches „Milchbüchli“, dessen aufgelaufener Saldo von der Mutter jeweils spätestens am Monatsende beglichen wurde. Schuldig blieben meine Eltern nie jemandem auch nur einen Rappen, denn Schulden – oder nur schon eine Zahlungserinnerung – galt für Papi als etwas Verwerfliches, als etwas, das die Ehre der Familie angekratzt hätte.



Fotos, auf denen unsere ganze Familie oder nur schon mehrere Familienmitglieder abgebildet sind, existieren nur äusserst selten. Hier eine Rarität: Karl, Mami, Papi und Peter ca. 1961/62 am Quai von Rapperswil.



Dieser und der unten abgebildete Verkaufswagen (Magirus-Deutz S4500) waren von 1957 bis 1965 im Zürcher Oberland im Einsatz. Sie hatten Platz für 2 Personen und führten etwa 300 Artikel im Sortiment.



Verkaufsbereiter MIGROS-Wagen: aufgeklapptes oberes Seitenteil als Dach, abgeklapptes aber noch nicht ausgezogenes unteres Seitenteil als Verkaufsfläche. Stauraum auch auf Radhöhe. Das Verkaufspersonal stand zwischen Ladentisch und den Gestellen. (Fotos und Informationen freundlicherweise von MIGROS Ostschweiz, Gossau erhalten).

## Beim Sepp im Wäggital

Etwa im Mai 1961 erzählte mir ein Schulkollege von einer Alphütte, wo er und einer seiner Klassenkameraden an Wochenenden vereinzelt hin gingen. Von einer Alphütte im Wäggital, die einem Mann namens Sepp gehöre. Man müsse für die Benützung nichts bezahlen. Manchmal seien, insbesondere übers Wochenende, noch andere Leute dort, Kinder und auch Erwachsene. Wenn ich wolle, so könne ich mal mit ihm für ein paar Tage dorthin mitkommen. Diese Idee faszinierte mich, hätte ich doch schon immer gerne das Alphüttenleben kennen gelernt. Als mein Kollege an einem der nächsten Wochenenden wieder in jener Alphütte zu Besuch weilte, erhielt er von eben diesem Sepp das Einverständnis für einen Aufenthalt von uns beiden. So fuhren wir denn an einem Freitag mit unseren Velos via den Rapperswiler Seedamm nach Pfäffikon Schwyz, wo wir Sepp an seinem Arbeitsort trafen und von ihm den Schlüssel zur Alphütte in Empfang nehmen konnten. Sepp informierte uns, dass es einige Lebensmittel in der Hütte oben habe, und dass er am Abend rauf kommen und gleich auch Nachschub mitbringen werde. Wir verabschiedeten uns und begaben uns auf die für Radfahrer recht anstrengende Strecke via Siebnen hinauf ins Wäggital.

Am Stausee oben angekommen ging's rechts ab über die Staumauer. Nach einigen hundert Metern dem See entlang erreichten wir ein etwas einsam stehendes Wohnhaus mit zugehöriger Scheune und Schopf, unter dessen Vordach wir – wie mein Kollege wusste – unsere Velos abstellen durften. Von dort aus führte ein Bergweg zuerst ein kurzes Stück steil auf durch Wiesland und danach hinauf durch dichten Wald. Nach einer guten Viertelstunde Aufstieg stand man vor herrlich saftigen Alpwiesen. Schwenkte man seinen Blick nach rechts, so fiel einem an leicht erhöhter Lage und direkt am Waldrand ein solide gebautes Häuschen auf, in dessen Nähe ein Brunnen plätscherte. Dies war die Alphütte, unser Domizil für die nächsten zwei Tage.

Das Innere war, wie für eine solche Baute üblich, sehr einfach. Im einzigen Raum des Erdgeschosses befand sich die Kochstelle – nicht etwa ein Elektro- oder Gasherd, sondern eine mit Holz betriebene Feuerstelle. Daneben stand ein Tisch, über dem eine vom Russ geschwärzte Petrollampe hing und um den sich ein paar Stühle scharten. Dieser Koch-, Wohn- und Essraum verbreitete einen eigenartigen leicht salzigen Geruch, eine Mischung von Petrol und verkohltem Holz. Eine steile Stiege führte hinauf in die äusserst einfache und etwas düstere Schlafetage, ein Matratzenlager, das etwa sechs bis sieben Personen Schlafgelegenheit bot. Der spezielle Duft vom unteren Stock vermischte sich hier oben noch mit etwas modrigem und leicht schweissigem Geruch – eine undefinierbare Mischung, die ich noch jahrelang immer dann in der Nase zu spüren glaubte, wenn ich mich an jene Alphüttenzeit zurück erinnerte.

Der Brunnen bei der Hütte diente nicht nur als Frischwasserlieferant für den Haushalt, sondern auch als Waschgelegenheit und als Badewanne. Aus der Röhre floss Quellwasser, echtes, klares, wohl schmeckendes, dafür aber sehr kaltes Wasser. Ein Bad darin zu nehmen empfahl sich also nur bei warmem Wetter. Die Hütte verfügte auch über eine eigene „Meteo-Station“. Diese bestand lediglich aus einer etwa dreissig Zentimeter langen Astgabel einer Tanne oder Kiefer, die an der Aussenwand neben der Eingangstüre angebracht war. Was auf den ersten Blick nach reiner Dekoration aussah, war in Wirklichkeit ein zuverlässiges Instrument für die Wettervorhersage. Der eine Schenkel der Astgabel war mit zwei Nägeln an der Hüttenwand fixiert, der andere konnte sich zwischen zwei auf der Wand eingeritzten Markierungen bewegen. Neben der oberen Markierung stand, mit dickem Bleistift geschrieben, „schön“, neben der unteren „Regen“. Schon Stunden vor einer Wetteränderung kündigte die Astgabel eine solche an – nicht etwa erst dann, wenn das Wetter schon geändert hatte. Ich staunte ob dieser simplen und dennoch phänomenalen Einrichtung, die alleine auf genauer Beobachtung der Natur beruht.

Den Hüttenbewohnern stand auch ein besonders exklusives WC zur Verfügung. Es befand sich etwa dreissig Schritte entfernt über einem Bach und war somit im Sinne des Wortes ein echtes „Ab-Ort“. Genial einfach gebaut war es, dafür nicht gerade umweltfreundlich: In rund einem Meter Höhe über dem Bach waren zwei Bretter so in Baum- und Astwerk verankert, dass sie dem Benutzer als Standfläche dienten. Eine horizontal montierte Latte gab einem beim Kauern den notwendigen Halt. Und seitlich angebrachte Jutesäcke boten Schutz vor allfälligem Einblick eigener Leute – fremde Personen kreuzten hier ja nie auf. Etwa einen halben Meter bachaufwärts wurde das Wasser von einem Brett gestaut, das durch einige Pflöcke stabilisiert war. Hatte man sein Geschäft erledigt, konnte man an einer dicken Schnur ziehen, die – oberhalb des Kopfes über einen kräftigen Ast gelenkt – mit dem Brett verbunden war. Dieses hob sich und das gestaute Wasser strömte unter der im Volksmund als „Chnebelschiessi“ bezeichneten Einrichtung durch. Ein echtes Freiluft-Wasserklosett, das in der Lage war auch den prächtigsten Haufen gewissenhaft mit zu nehmen und das Bachbett runter zu spülen, in Richtung Wäggitalsee. Sofern das Bächlein genügend Wasser führte.

Den Ankunftstag vertrieben mein Kollege und ich einerseits mit Auskundschaften der Umgebung und mit der Erledigung eines kleinen Auftrages, den wir vom „Äpler“ Sepp erhalten hatten: etwas Holz war zu spalten und unter dem Vordach der Hütte aufzustapeln. – Sicher ist die Einsamkeit in der man dort oben lebte nicht jedermanns Sache, uns aber war sie völlig egal. Während des ganzen Tages sahen wir keine Menschenseele vorbei kommen, bis dann eben, wie angekündigt, am Abend der Sepp auftauchte. Ausgerüstet mit Rucksack, in dem er den versprochenen Lebensmittelnachschub mitbrachte. Er trug mittelbraune Knickerbocker aus grobem Manchester, steckte mit kurzen dunkelgrünen Wollsocken in massiven Nagelschuhen. An seinen freien Waden prangten unübersehbare Krampfadern. Er trug keinen eigentlichen Bart, war aber schlecht rasiert, hatte graue Stoppeln im Gesicht. Auch wenn mir der Blick aus seinen Augen nicht ganz geheuer war, ich spürte, dass Sepp sich sehr freute Besuch zu

haben. – Bald einmal war es Zeit zum Nachtessen. Unser Gastgeber feuerte den Herd an und kochte uns ein einfaches aber schmackhaftes Nachtessen. Polenta, die, wie er bemerkte, „Kraft und Saft“ gebe. Danach sassen wir noch eine Weile gemütlich plaudernd beisammen und begaben uns nicht allzu spät in die Diele zum Schlafen.

Am Samstag kreuzten bei uns in der Hütte zwei Kinder mit ihren Eltern auf: ein Knabe, etwas jünger als mein Kollege und ich, und seine noch jüngere Schwester. Deren Eltern vereinbarten mit Sepp, die Kinder am Sonntag wieder abzuholen und verabschiedeten sich bald einmal. So erlebten wir einen kurzweiligen Samstag: konnten in der Wiese „plegere“, am Brunnen spielen und gar Musik hören. Denn Sepp kramte zur Freude aller einen Grammophon hervor und stellte ihn draussen vor der Hütte auf. „Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand“, „Schön war die Zeit – so schön – schön war die Zeit ...“ und andere Melodien tönnten mit leicht rauschkratzigem Ton aus dem integrierten Lautsprecher der zu jener Zeit recht modernen Tonmaschine. So genossen wir Fünf den schönen und erlebnisreichen Samstag, und am Abend, als Betruhe angesagt war, freuten wir uns bereits wieder auf den nächsten Tag. Sepp wünschte allen eine gute Nacht und das Mädchen erhielt von ihm gar ein sanftes Gute-Nacht-Küsschen auf die Wange. Ein schöner Tag in einer heilen Bergwelt ging zu Ende.

In der Nacht aber geschah etwas völlig Unerwartetes. Ich erwachte aus dem Tiefschlaf. Spürte, dass sich jemand hinter mich gelegt hatte. Erschrak, wurde hell wach und realisierte, dass dies der Sepp war, der tief atmend mir in die Ohren flüsterte, dass ich still sein solle, da ich keine Angst vor ihm haben müsse. Leise, um niemanden zu wecken, bat ich ihn, von mir abzulassen, und als dies nichts nützte, versuchte ich, ihn mit Drehen abzudrängen. Sepp hatte Bärenkräfte und glich, zumindest von der Statur her, einem Kranzschwinger. Er begann zu Keuchen und schien vergessen zu haben, dass im Matratzenlager noch andere Personen schliefen. Da ich mich nun etwas heftiger zur Wehr setzte, liess er bald

einmal von mir ab und zog sich zurück in seine eigene Ecke. All die guten Gefühle, die ich während der herrlichen Stunden hier oben geniessen durfte, wurden durch dieses Ereignis getrübt. Das irgendwie nicht ganz Geheuerliche, das ich bei der Begrüssung aus Sepps Augen gespürt hatte, schien sich zu bewahrheiten.

Am nächsten Tag, es war nun Sonntag, unser Rückreisetag, nutzte Sepp eine Gelegenheit, wo niemand ausser ihm und mir zugegen war. Dann drückte er mir einen Fünfliber in die Hand und bat mich, ihm zu versprechen, nie jemandem ein Wort von dem zu erzählen was da in der Nacht geschehen sei – keinem Kollegen, nicht den Eltern, einfach keiner Menschenseele. Das musste ich ihm „hoch und heilig“ versprechen. Was ich mit einem kurzen „Ja, ja, isch guet“ auch tat. Was sollte ich denn auch anders? Dass ich das Vorgefallene auf dem Heimweg dann trotzdem meinem Kollegen erzählte, war ja nichts als verständlich. Darauf hin gestand dieser, dass der Sepp es bei ihm auch schon versucht und ihm dann ebenfalls einen Fünfliber Schweigegeld gezahlt habe. Wichtig sei, dass man den Sepp einfach abweisen müsse. Knaben – so verriet er – die sich nicht wehrten, erhielten offenbar nicht nur einen sondern zwei oder gar mehrere Fünfliber. Jetzt war mir klar, woher einer der Burschen, der mit uns das gleiche Schulhaus besuchte, plötzlich soviel Geld hatte, dass er oft in den Pausen ganze Tüten voll Fünferbollen kaufen und an die Mitschüler verteilen konnte. Er erzählte nämlich einmal, dass er hin und wieder in einer Alphütte zu Besuch weile.

Nach den Sommerferien erzählte mir mein Kollege, dass der Sepp einen grossen offenbar mit Fünflibern gefüllten Lederbeutel besitze, der in der Hütte gut versteckt sei. Er glaube aber zu wissen wo das Versteck sei, denn er habe den Sepp zufälligerweise einmal beobachtet, wie er in einer unzugänglichen Nische etwas hervor gekramt habe. Eigentlich – so kamen wir auf die Idee – könnten wir doch einmal versuchen an diesen Beutel ran zu kommen. In die Hütte zu gelangen schien kein Problem zu sein, da Sepp – wie mein Kollege meinte – ihm beim

letzten Aufenthalt verraten habe, wo der Schlüssel gelegt sei. So beschlossen wir, so bald als möglich unangemeldet ins Wäggital zu fahren und zwar dann, wenn der Sepp nicht dort sein konnte – tagsüber also, unter der Woche. Obwohl ich eigentlich etwas Schiss vor einem solchen Abenteuer hatte, willigte ich zu diesem Vorhaben ein.

Schon am nächsten freien Mittwoch-Nachmittag mieteten wir beim Velohändler Born in Hombrechtikon zwei hellblaue Velovaps. Velovaps waren – zusammen mit dem legendären Velo-Solex – Mofas der ersten Generation. Dessen Vorderrad wurde mittels zwei Rollenwalzen von einem kleinen Motörchen angetrieben, das oberhalb des Vorderrades montiert war. Da diese Antriebe nicht besonders kräftig waren, mussten wir bei der Aufwärtsfahrt zum Wäggital mit „Trampen“ noch etwas nachhelfen – oder positiv ausgedrückt: das Motörli half uns etwas Muskelkraft zu sparen. Dies war wichtig, da wir nicht zu viel Zeit für die Fahrt brauchen durften, weil wir am Abend wieder rechtzeitig zu Hause sein mussten. Niemand sollte schliesslich etwas von unserem Ausflug mit illegalem Zweck merken.

Bei der Hütte angekommen machten wir uns auf die Suche nach dem Schlüssel. Nur, dieser befand sich nicht im vorausgesagten Versteck. So suchten wir halt alles rund um die Hütte ab was irgend ein Versteck hätte sein können: suchten in der Scheiterbeige, auf Balken, unter grossen Steinen, hinter Brettern und Sockeln. Leider vergebens. Erfolglos und ohne den ersehnten Reichtum mussten wir uns wieder auf den Heimweg machen. Die einzige Entschädigung über die wir uns freuen konnten war der Vorteil, dass wir auf dem Heimweg anstatt mühsam zu trampen in flotter Fahrt nach Siebnen runter sausen konnten. Wir brachten die Velovaps dem Händler Born zurück und entrichteten ihm die Miete und die Kosten für den verbrauchten Treibstoff, getreu dem Motto „Ausser Spesen nichts gewesen!“. Spät aber noch rechtzeitig zum Nachtessen trafen wir zuhause ein.



Aufstieg zur Hütte, Blick zurück zum Wägitalersee.



Sepps Alphütte.  
(Dieses und das obige Bild sind ca. 40 Jahre später entstanden)



Solche blaue Velovaps mieteten wir.

## Einvernahme im Schulhaus

Einige Monate nachdem ich in der Alphütte im Wägital zu Besuch war erzählte mir mein Kollege, dass er vergangenen Sonntag zusammen mit seinen Eltern wieder einmal dort gewesen sei. Auch noch andere Leute hätten diesen Tag dort oben verbracht. Plötzlich seien Polizisten aufgekreuzt, hätten den Sepp und die Anwesenden befragt und die Hütte durchsucht. Dabei hätten sie einen mit Namen und Telefonnummern bekritzelten Kalender entdeckt und gleich mitgenommen. Was mit dem Sepp dann passiert sei wusste mein Kollege nicht; er meinte aber, dass man wahrscheinlich noch etwas hören werde.

So war es denn auch. Wenige Tage später läutete Lehrer Müller vor dem Nachessen bei uns an der Wohnungstür und verlangte nach mir. Er bat mich, im Laufe des Abends bei ihm rein zu schauen, da er etwas mit mir besprechen wolle. Dem kam ich, wenn auch mit etwas gemischten Gefühlen, selbstverständlich nach. Herr Müller führte das Gespräch in einer für ihn typischen Art: unkompliziert, offen und dennoch einfühlsam. Er informierte mich, dass die Polizei den Sepp wegen Verdachts auf unerlaubte Handlungen mit Kindern einvernommen habe, dieser aber von sich aus nichts zugebe. Auch die bisher befragten Jugendlichen hätten nichts verraten. Man habe aber Anhaltspunkte, dass einige von ihnen lügten, um ihn zu schützen oder vielleicht aus Scham. Es sei aber ganz wichtig, dass alle Befragten die Wahrheit sagten, damit man ihn nötigenfalls überführen und seinem Treiben ein Ende setzen könne. Dann bat er mich, den Beamten, die mich in Kürze befragen würden, alles zu erzählen was ich erlebt, gesehen oder gehört hätte. Meinen Eltern musste ich vom Gespräch mit Herrn Müller nichts erzählen; sie waren von ihm vorgängig ins Bild gesetzt worden.

Schon am übernächsten Tag klopfte es kurz nach Beginn der Zehnuhrpause an die Türe unseres Klassenzimmers. Lehrer Pfenninger öffnete, streckte seinen Kopf für drei Sekunden in den Korridor und forderte mich darauf hin auf, mich ins

Lehrerzimmer zu begeben. Dort sassen drei Männer, einer oder zwei davon in Uniform. Man bat mich Platz zu nehmen und teilte mir – wie erwartet – den Grund der Vorladung mit. Da ich von Lehrer Müller ja gut vorbereitet war, hatte ich zumindest keinen Schock zu verdauen und war dadurch in der Lage gut zuzuhören und ruhig Antworten zu geben. Man legte mir dar, dass zwei Knaben aus unserer Gemeinde, die von ihnen befragt worden seien, angegeben hätten, von nichts zu wissen. Da man ihnen dies nicht abgenommen habe, würden sie an einem Ort im Kanton Schwyz nochmals näher befragt. Man tue niemandem einen Gefallen wenn man die Wahrheit verheimliche; es sei nun sehr wichtig, dass ich ihnen alles erzählen würde was ich wisse. Das tat ich denn auch.

Bevor ich entlassen wurde, sagten mir die Herren, dass ich Ihnen mit meinen Aussagen sehr geholfen hätte. Es könne aber sein, dass ich, wenn der Sepp weiterhin alles abstreiten sollte, meine Aussagen anlässlich einer Gegenüberstellung nochmals wiederholen müsse. Da sah ich in meiner Fantasie das Gesicht von Sepp vor mir und äusserte meine Furcht vor einer solchen Konfrontation. Die Herren aber versicherten mir, dass ich davor keine Angst haben müsse, da ich bei einer solchen Aktion polizeilich geschützt würde. Schon gut – was aber wenn der Sepp dereinst wieder auf freien Fuss gesetzt oder wenn er gar nicht erst verurteilt würde? Sepp wusste ja genau wo ich zuhause war; schliesslich hatte er unserer Familie Mitte Jahr eine Karte von einer Bergtour geschickt und vor einigen Wochen mit seinem alten schwarzen Velo gar einen Korb Äpfel vorbei gebracht – wahrscheinlich um das Vertrauen meiner Eltern zu gewinnen.

Zu einer Gegenüberstellung kam es Gott sei Dank nicht. Einige Zeit später aber informierte mich Herr Müller, dass man den Sepp habe überführen können. Ansonsten hörte ich nie mehr etwas über den Fall.

Jahre später erzählte ich meiner damaligen Freundin von der Geschichte mit dem Sepp. Dabei spürte ich einen inneren Drang, ihr die Alphütte zeigen zu können. So

fuhren wir denn eines Sonntags ins Wäggital, parkierten unser Auto am selben Ort, wo mein Kollege und ich früher das Velo abgestellt hatten und wanderten den steilen Bergweg hinauf zum Ort meiner Erinnerungen. Oben, am Ende des Waldes, wo sich die saftigen Wiesen ausbreiteten, stand noch immer die Hütte. Und in der Nähe der Brunnen, um den herum ein paar Liegestühle aufgestellt waren. Auf diesen – wir trauten unseren Augen nicht – sonnten sich Burschen, die etwa gleich alt waren wie seinerzeit mein Kollege und ich. War aus der Hütte inzwischen eine Pfadihütte geworden? Oder wurde sie nun von einer Jugendorganisation betrieben? Wir wollten es wissen. Zu diesem Zweck liessen wir uns Folgendes einfallen: Am Waldrand entfachten wir ein kleines Feuer, und unter dem Vorwand, dass wir das Messer zum Zuschneiden der Spiesse und zum Einschneiden der Cervelats zu Hause vergessen hätten fragte ich einen der Burschen, ob man mir eines leihen könne. Er wolle schauen, meinte dieser, und ging zur Hütte. Ich folgte ihm. Und schon nach wenigen Sekunden stand er mit einem Messer im Türrahmen. – Nicht der Bursche, nein, ein älterer grauhaariger Mann. Ich erkannte ihn: es war der Sepp! Für einen Moment erstarrte ich und fragte dann, etwas nervös geworden, ob ich das Messer für kurze Zeit ausleihen dürfe. Ich würde es sofort wieder zurück bringen. Er schaute mir intensiv ins Gesicht, hatte sicherlich meinen schiefen Schaufelzahn bemerkt. Hatte er mich erkannt? Sein eigenartiger stechender Blick jedenfalls schien mich zu durchdringen. Ich bekam ein mulmiges Gefühl. Sollte ich wegrennen? Ich blieb ruhig. Nahm das Messer dankend entgegen. Fühlte mich wie in einem Traum, aus dem ich erst wieder erwachte als ich bei der Feuerstelle angekommen war. Die Rückgabe des Messers erledigte ich über den erstbesten Burschen. Wollte dem Sepp unter keinen Umständen mehr in die Augen blicken müssen.

Bis zum Aufbruch ins Tal musste ich immer wieder zur Alphütte hinüber schauen. Nachdenklich dachte ich an die früheren Zeiten zurück und hoffte nur Eines: dass der Sepp nicht mehr der Frühere geblieben sei. Ich unterliess es, meine Beobachtungen der Polizei zu melden. Hätte ich es tun müssen?



Ansichtskarte die Sepp am 5. Juni 1961 von Brigels GR an unsere Familie schrieb.



## Lichtblicke

Unter uns Schülern nannten wir unseren Sekundarlehrer Pfenninger „Nunzi“. Seinen Übernamen erhielt er wohl deshalb, weil er oft wirkte wie ein Frömmler, was insbesondere bei seinen Geschichtslektionen immer wieder durchschimmerte. Gerne redete er dann vom „apostolischen Nuntius“, dem „päpstlichen Gesandten von Rom“. Offenbar spielte diese vatikanische Geistlichkeit schon bei der Unterrichtung von Pfenningers früheren Klassen eine dominante Rolle. Es war jedenfalls nicht unser Jahrgang, der Pfenningers Übername erfunden hatte; vielmehr wurde er von früheren Klassenzügen jeweils an die nachfolgenden überliefert.

Nunzi huldigte aber nicht nur der Frömmigkeit. Er war auch ein von der Musik derart Beseelter, dass man annehmen musste, es gäbe nichts Wichtigeres auf dieser Welt als diese. Grundsätzlich wäre eine solche Ansicht ja gar nicht falsch, nur sollte ein Mensch nicht beinahe überschnappen wenn er sich in die Welt der Töne begibt. Bei Nunzi war das aber leider so. Allerdings nur bei klassischer oder anderer – seiner Meinung nach – edler Musik wie geistliche Lieder, vertonte Lyrik und dergleichen. Nicht aber etwa bei Schlägern, denn solche waren für ihn verwerflich, ja – wie er sich manchmal ausdrückte – gar vom Teufel. So sahen sich jene Schülerinnen und Schüler ob Nunzis despektierlicher Kritik vor den Kopf gestossen, welche Melodien aus der Schlagerwelt liebten und diese gerne sangen. Damit nahm er ihnen nämlich genau jene Freude, die vor allem Mädchen empfinden wenn sie ihr Idol hören, anhimmeln und imitieren können. Spielte Lehrer Pfenninger hingegen seine Geige, so schien mir, dass er sich irgendwie in eine Trance des Glücks begab und nicht mehr spürte was rund um ihn herum geschah. Erwachte der Streichende dann aus diesem beinahe hypnotischen Zustand, und stellte er dann fest, dass die Klasse etwas unruhig geworden war, so wurde er wütend und verhängte Einzel- oder Kollektivstrafen. Zu diesen gehörten etwa Vorsingen oder regungsloses und kerzengerades Aufrechtstehen nach dem

Vorbild des indischen Buddha.

Lehrer Pfenninger hat mich etliche Male vor der Klasse bloss gestellt, und auch unter seinen sarkastischen Äusserungen hatte ich oft zu leiden. Möglich, dass sie gar nicht immer böse gemeint waren, aber ich empfand sie einfach als gemein. Eines Tages jedenfalls waren meine „Batterien“ leer. Ich fühlte mich elend und blieb zu Hause im Bett. Krank war ich ja nicht – hatte keine Symptome einer Erkältung oder einer Grippe, kein Fieber, kein Kopfweh und auch keine Bauchschmerzen. Ich brachte es einfach nicht mehr über mich die Schule weiterhin zu besuchen. Mami ahnte aber was mit mir nicht stimmte, richtete mir in der Stube auf dem Sofa eine Art Krankenlager ein und rief den Hausarzt. Bald einmal erschien Doktor Lietha mit seinem Köfferli bei uns zu Hause, untersuchte mich gründlich und nahm sich danach viel Zeit um mit mir zu reden. Er fand heraus wo das Problem lag und liess mich wissen, dass er der Sache nachgehen wolle. Er meinte, ich solle noch zwei Tage zu Hause bleiben und danach Mut fassen und wieder meinen schulischen Pflichten nachkommen. Dies tat ich denn auch.

Nachdem ich meinen Platz im Klassenzimmer wieder eingenommen hatte, wirkte Lehrer Pfenninger reserviert und distanziert. Seine Freundlichkeit war nun auffällig gekünstelt und von sanftem Zynismus begleitet. In unguter Erinnerung geblieben sind mir insbesondere seine etwas fieseren Äusserungen während der Zeit meiner Berufswahl. So prognostizierte er mehr als einmal vor versammelter Klasse, dass ich kaum eine Lehrstelle finden würde, vor allem nicht eine wofür Sekundarschule verlangt werde. „Wenn dich gar niemand will, dann ist das nicht so schlimm“ meinte er, „dann kommst du einfach nochmals zu mir. Ein Jährchen mehr oder weniger – das kommt doch auch nicht mehr drauf an.“ Dies sprach er mit übertrieben liebevollem Unterton und derart süffisant, dass mich dies in meinem tiefsten Inneren traf. Ich fühlte mich gekränkt und erniedrigt. Dann schwor ich mir jeweils, dass ich es nie soweit kommen lassen würde und hoffte, dass der Nunzi

eines Tages den gerechten Lohn für sein Tun erhalten werde.

Der Berufsberater sah in mir klar den technischen Zeichner. Auch die für eine solche Ausbildung wichtige Zeugnisnote im Fach „Geometrisches und Technisches Zeichnen“, auf die er sich bei seiner Beurteilung sicherlich stützte, deutete auf entsprechendes Potential hin. Diesen Beruf aber wollte ich nie und nimmer erlernen, denn immer wenn ich an der Waschmaschinenfabrik Schulthess vorbei ging sah ich die Zeichner in ihren weissen Berufsmänteln hinter den Fenstern an ihren Zeichenbrettern stehen. Und den ganzen Tag stehen, das wollte ich nicht – wollte vielmehr einen Beruf bei dem man sitzen kann: eine kaufmännische Lehre schien mir das Richtige zu sein.

Ob ich mich aufgrund einer Empfehlung des Berufsberaters oder auf ein Stelleninserat im „Freisinnigen“ – dem heutigen „Zürcher Oberländer“ – beworben hatte weiss ich nicht mehr, jedenfalls stellte ich mich bei der Schulmöbelfabrik Embru persönlich vor. Erwartungsvoll radelte ich zu diesem Unternehmen ins Nachbardorf Rüti. Dort fragte ich den erstbesten Mann den ich auf der Verladerampe erblickte, wo ich den Herrn X finden könne. Er sei der Herr X, meinte er und fragte, ob ich wegen der Lehrstelle käme und falls ja, ob ich das Schulzeugnis mitgenommen hätte. Selbstverständlich hatte ich es dabei. Nachdem er darin kurz geblättert hatte, gab er es mir gleich wieder zurück mit der Bemerkung, dass mit solchen Noten eine Lehre bei ihnen nicht in Frage komme. So pedelte ich denn enttäuscht wieder nach Hause. Offenbar hatte der Nunzi halt doch Recht . . .

Einige Zeit später erhielt ich Gelegenheit, mich bei zwei weiteren Firmen vorzustellen. Zuerst eingeladen war ich bei einer Firma Mettler Analysen- und Präzisionswaagen in Stäfa, wo ich an einem Nachmittag von zwei Herren zum Vorstellungsgespräch empfangen wurde. Nach der Sichtung meiner Schulzeugnisse hatte ich eine Reihe Tests zu absolvieren, mit dem Zweck heraus

zu finden, wie es unter anderem um meine Konzentrations- und Merkfähigkeit bestellt war. Dann folgte ein ausführliches Gespräch, und zum Schluss eröffnete man mir, dass ich – zu meinem Erstaunen – in der engeren Wahl stünde, man die Tests aber noch auswerten wolle und mir in Kürze schriftlich Bescheid geben würde.

Kurze Zeit später wurde ich auch von der Firma Zellweger in Uster zu einem Vorstellungsgespräch empfangen. Man verlangte von mir dort zwar weniger Tests; der Herr – es waren diesmal nicht zwei – nahm sich aber ebenfalls viel Zeit für das Gespräch. Am Ende der Vorstellung liess er mich wissen, dass er von mir einen positiven Eindruck habe und dass ich von ihm bald hören würde.

Beinahe gleichzeitig brachte uns Briefträger Wyss die Briefe von Mettler und Zellweger. Und – ich konnte es kaum fassen: beide Firmen sagten zu. Statt ohne Lehrstelle dazustehen, hatte ich nun plötzlich die Qual der Wahl. Beides weit herum bekannte Unternehmen mit – wie man mir sagte – ausgezeichnetem Ruf. Dass Zellweger eine kaufmännisch-technische, Mettler hingegen eine rein kaufmännische Lehre bot war für mich nicht von Bedeutung. Der Arbeitsweg hingegen schon, denn der Firmenstandort Stäfa war mit den öffentlichen Verkehrsmitteln einfacher zu erreichen als jener etwas ausserhalb von Uster. Aus diesem Grunde und weil ich beim Vorstellungsgespräch ein etwas besseres Gefühl hatte entschied ich mich für die Firma Mettler. Am 26. Oktober 1961 erfolgte die Unterzeichnung des Lehrvertrages durch meinen Vater. Wieso wohl hatte man sich ausgerechnet für mich entschieden? – Noch weniger als ich selbst konnte der Nunzi diese Neuigkeit fassen. Er wollte partout nicht glauben, dass ich tatsächlich eine Lehrstelle gefunden hatte. Und dazu noch eine kaufmännische, und dies bei einem renommierten Unternehmen mit bestem Ruf. Ich spürte eine unbeschreibliche Genugtuung in mir.

Mich dünkte, dass mir von jenem Moment an in der Schule alles etwas besser lief.

Vielleicht wirkte sich nun zusätzlich auch der Einfluss von René Müller, einem meiner Klassenkameraden, positiv aus. Monate zuvor nämlich, als ich erstmals bei ihm zu Besuch war, hatte er mir stolz ein Buch präsentiert – „Quo vadis“ hiess es – von dessen Aufmachung ich nur schon seines ledergebundenen Rückens wegen total begeistert war. Damit animierte er mich, sukzessive das eine oder andere Bändchen dieser schönen und zudem günstigen Bücherreihe bei Keller-Ullmann in Rapperswil zu kaufen. Die Bücher las ich zwar nie, reihte sie statt dessen, perfekt ausgerichtet, auf dem simplen Bücherregal in meinem Zimmer auf und genoss täglich die goldene Prägung auf den farblich aufeinander abgestimmten Kunstlederrücken.

René – den wir im Kollegenkreis „Nüschel“ nannten – war es auch, der mich eines Abends ins Schanzen-Schulhaus nach Rüti „mitschleppte“, da im dortigen Singsaal die Kindersymphonie von Leopold Mozart aufgeführt wurde. Für mich ein absolutes Schlüsselerlebnis, denn ich war von diesem Konzert so begeistert, dass ich vom selbigen Moment an die klassische Musik zu lieben begann. So hockte ich von da weg an manchem Abend bei meinen Eltern in der Stube und hörte mir am Radio Musik von Händel, Hayden, Corelli und wie sie alle heissen an. Unvergesslich geblieben sind mir aber auch die kostenlosen Bach-Konzerte, die sich unsere lieben Nachbarn Irene und Hans-Karl Müller jeden Sonntag-Morgen zu Gemüte führten und die ich – wahrscheinlich wie sie – im Bette liegend sehr genoss.

Und als ob ich mit meinen neu entdeckten Neigungen nicht genug persönlichen Kulturwandel eingeleitet hätte, begann ich mich in jener Zeit auch noch für die Gemälde berühmter Künstler zu interessieren, die den Umschlag des „Beobachters“ zierten, einer Zeitschrift die ein- oder zweimal monatlich erschien. Zudem schnupperte ich nun auch gerne im Jugend-Lexikon, das Margrit, Karl und ich Jahre zuvor von Fräulein Wohlgemuth, unserer ehemaligen Lehrerin, zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Dazu animiert hatte mich Ueli Kuhnen,

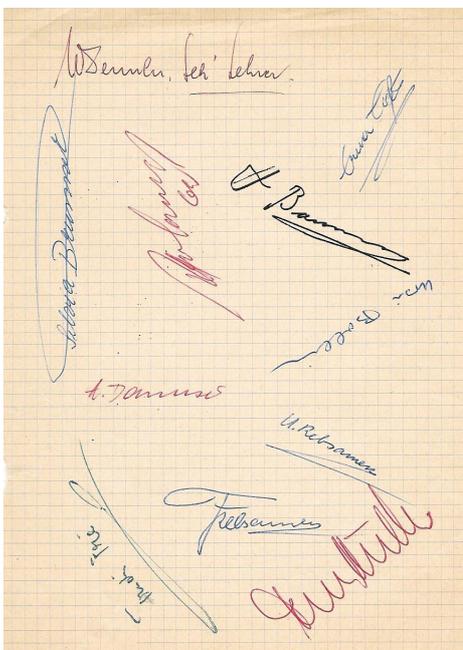
mein Freund und Banknachbar, der so lernbeflissen war, dass er sein grosses Lexikon nicht etwa einfach nach Interessantem durchstöberte, sondern es las wie ein Buch und dessen Inhalt in kurzer Zeit beinahe von A - Z auswendig wusste.

Im letzten Semester meiner Sekundarschulzeit verbrachte ich ungewohnt viel Zeit in meinem Mansardenzimmer und genoss es, über Dinge nachzudenken, die mich bislang kaum beschäftigt hatten. So auch an jenem regnerischen Tag, als ich wieder einmal sinnierend zum Fenster hinaus schaute und die Elektrodrähte betrachtete, die nahe meines Gemaches zu unserem Haus führten. Dicke Wassertropfen hingen an ihnen. Aufgereiht in Reih und Glied schwebten sie wie winzige Seilbahnkabinchen mir entgegen, zerplatzten an den Isolatoren und stürzten in die Tiefe. Eins am andern, unaufhörlich, lautlos. In Gedanken versunken beobachtete und genoss ich dieses kleine Schauspiel, dieses Zusammenspiel von Natur und Technik.

Kurze Zeit danach mussten wir in der Schule einen Aufsatz über ein frei wählbares Thema schreiben. Da besann ich mich des faszinierenden Erlebnisses mit den Regentropfen und schrieb meine Beobachtungen und meine Gedanken dazu nieder. Als dann die korrigierten Aufsätze an uns Schüler zurück gegeben wurden, da geschah etwas völlig Überraschendes und für mich Unglaubliches: Lehrer Pfenninger hob meine Arbeit vor der Klasse lobend hervor, und diese war – ich hätte es nicht zu träumen gewagt – mit einer unglaublich hohen Note bewertet. Ein unbeschreiblich schöner und starker Moment am Ende einer unglücklichen Sekundarschulzeit. Mit einem Mal war ich für Minuten zum „Schönggeist“ geworden; zu jenem Schönggeist, den der Nunzi vielleicht so gerne in mir gesehen hätte. Kann sein, dass er es mit mir ja stets gut gemeint, sich aber einfach masslos geärgert hatte, dass mich während der Sekundarschulzeit der Sport, und insbesondere der Fussball, schlicht mehr interessierte als all' die graue Schultheorie.

Fächer	I.		II.		III.	
	Leistung	Bemerkungen	Leistung	Bemerkungen	Leistung	Bemerkungen
1. Bibl. Geschichte und Sittenlehre	-		-		-	
2. Deutsche Sprache: mündlich	4-5		4-5		4-5	
schriftlich	5		4-5		4-5	
3. Französische Sprache: mündlich	3-4	} Pap. Stoff des 2. XE.	4		4-5	
schriftlich	3-4		3-4		3-4	
4. Rechnen . . . . .	4-5		4		4-5	
5. Rechnungs- und Buchführung . .	-		-		-	
6. Geometrie . . . . .	4-5		4		3-4	
7. Geschichte . . . . .	4-5		4		3-4	
8. Geographie . . . . .	4		5		5	
9. Naturkunde . . . . .	4-5		4-5		3-4	
10. Schreiben . . . . .	5-6		5-6		5-6	
11. Freihandzeichnen . . . . .	5-6		6		6	
12. Geometr. und Techn. Zeichnen .	6		6		6	
13. Gesang . . . . .	5		4-5		5	
14. Turnen . . . . .	6		5-6		6	
15. Italienische Sprache . . . . .						
16. Englische Sprache . . . . .	3		3-4		4	
17. Handarbeit für Knaben . . . . .						
18. . . . .						
Fleiss und Pflichterfüllung . . . .	} gut		} gut		} gut	
Ordnung und Reinlichkeit . . . .						
Betragen . . . . .						
Absenzen: entschuldigte . . . .	Zahl	Bemerkungen	Zahl	Bemerkungen	Zahl	Bemerkungen
unentschuldigte . . . .	/		/		/	
Absenzenstrafen . . . . .						
Unterschrift	Ort	Datum	Ort	Datum	Ort	Datum
d. ds. . . . . Klassenlehrer: S.	Bubikon	13. 7. 1961	Bubikon	12. 12. 1961	Bubikon	28. 3. 1962
von Eltern, Vormund oder Besorger:	All. Pflanzmann		All. Pflanzmann		All. Pflanzmann	
	W. Brügg		P. Kägi		W. Brügg	

Das Zeugnis der 3. Sekundarklasse. Bezeichnend sind die schlechten Noten in den Hauptfächern und die ausgezeichneten Noten in den Nebenfächern (Zeichnen, Schreiben, Turnen).



Unterschriften von Lehrer Denner und MitschülerInnen am letzten Schultag



Effektiv aus der Schulpflicht entlassen wurde ich allerdings erst Ende März 1962.

## **Konfirmation – Welch bedeutender Tag!**

Mitte April 1962 wurde ich konfirmiert, so wie alle reformierten Mädchen und Burschen die in jenem Frühjahr aus der Volksschule entlassen wurden. Selbstverständlich hatte man uns auf diesen Anlass ausgiebig und gewissenhaft vorbereitet. Das Fundament bildeten die obligatorischen Schulstunden im Fach „Biblische Geschichte und Sittenlehre“, die während des ersten und zweiten Sekundarschuljahres vom Pfarrer erteilt und im Zeugnis benotet wurden. Im letzten Schuljahr fand dann der Konfirmandenunterricht statt, den Pfarrer Hauri im Parterre seines Wohnhauses erteilte. Im Weiteren hatten wir an einer vorgegebenen Anzahl Sonntage dem ordentlichen Gottesdienst in der Kirche beizuwohnen. Und dann war da noch das einwöchige Konfirmandenlager, das uns – im Sinne einer intensiven Gemeinschaftsförderung – im Herbst 1961 in den Tessin führte, wo wir in der evangelischen Heimstätte in Magliaso untergebracht waren.

Einige von uns Schülern brachten dem konfessionellen Angebot nicht immer den nötigen Ernst und Respekt entgegen. So fiel uns Burschen beispielsweise im Unterricht auf, dass unser Herr Pfarrer stets schwarze Schuhe trug, die vorne mit eleganten Kappen versehen waren. So blödelten wir die Annahme herbei, dass dahinter Stahlkappen verborgen sein könnten, deren Zweck es wohl sei, allfälligen Fusstritten eine stärkere Wirkung zu verleihen. So nannten wir sie fortan „Schuhe mit Abschussrampen“. Jedes mal wenn nun einer von uns flüsterte „lueg emal diä Abschussrampe“, ging ein Kichern durch die Reihen, was dem Pfarrer gar nicht behagte. Und fragte er dann, was es denn da zu lachen gebe, so wollte niemand eine Ahnung haben. Das ärgerte den Pfarrer zwar masslos, von Strafen aber sah er jeweils ab – ganz im Sinne christlichen Verzeihens.

Der Pfarrer hatte die Gewohnheit, bei der Erteilung seines Frontalunterrichts unermüdlich vor der ersten Bankreihe hin und her zu gehen. Es galt nun als eine

gewisse Mutprobe, sich so in den Stuhl zu lehnen, dass die Beine möglichst weit unter der Bankreihe hervor ragten, so dass der Herr Pfarrer ihnen ausweichen musste. Es wäre gelogen wenn ich behaupten würde, den mutigen Klassenkameraden bei dieser Provokation immer nur zugeschaut zu haben. Ausgerechnet als ich mich wieder einmal verpflichtet fühlte, meinen Mut unter Beweis zu stellen, da passierte es: Pfarrer Hauri stolperte über meine Füße, erschrak und kam beinahe zu Fall. Da dies wie eine zirkusreife Clown-Nummer wirkte, brach die Klasse in ein spontanes Gelächter aus. Aufgebracht und im Affekt verpasste der Pfarrer mir darauf eine Ohrfeige. Damit hatte ich allerdings nicht gerechnet und war entsprechend perplex. In einer Trotzreaktion drückte ich nun meine Hand ans linke Ohr, täuschte damit Schmerzen vor und gab mir das Recht, dem Unterricht fortan nicht mehr mit der nötigen Aufmerksamkeit folgen zu müssen.

Gegen Ende der Lektion erkundigte sich der Herr Pfarrer bei mir besorgt nach meinen Schmerzen und sah sich das Ohr an. Da es, wie nach einer „Ohrflättere“ üblich – vermutlich aber eher vom eigenen Handdruck – etwas rot angelaufen war, beauftragte er mich, bei Doktor Lietha vorbei zu gehen und es untersuchen zu lassen. Dem Doktor solle ich einen Gruss von ihm ausrichten und ihn bitten, die Rechnung ans Pfarrhaus zu schicken. Obschon ich, ausser einem leichten Surren an der linken Backe, keine Schmerzen verspürte, begab ich mich – nicht ganz ohne Schadenfreude – zu unserem Dorfarzt. Mit einer Leuchtlupe kontrollierte dieser zuerst das strapazierte und danach gleich auch noch das andere Ohr.

Wann ich das letzte Mal meine Ohren geputzt habe, wollte er völlig überraschend von mir wissen. Offenbar, so meinte er, schon eine Weile nicht mehr, denn sie seien ziemlich verstopft und benötigten eigentlich eine Spülung. Offenbar entnahm er nun meiner Reaktion, dass mich nur schon die Ankündigung einer solchen Prozedur in Panik versetzte. Jedenfalls gab er mir ein kleines Fläschchen Ohrentropfli mit nach Hause und unterwies mich in deren Anwendung. Erleichtert,

die Tortur eines Eingriffs nicht über mich ergehen lassen zu müssen, versprach ich Doktor Lietha, seine Instruktionen exakt zu befolgen und bedankte mich bei ihm gerne für seinen einfühlsamen Untersuch.

Im Laufe des letzten Schuljahres war, wie bereits erwähnt, eine gewisse Anzahl sonntägliche Gottesdienste zu besuchen. Ob wir dieser Pflicht nachkamen, wurde vom Pfarrer überwacht, indem wir uns in ein Besucherbuch einzutragen hatten, das vorne neben der Kanzel aufgelegt war. Ob hinter jedem Eintrag auch tatsächlich der entsprechende Konfirmand leiblich anwesend war mag ich zu bezweifeln. Immer wieder hörte man nämlich von „Heldentaten“, bei denen Mitkonfirmanden sich unter zwei verschiedenen Namen im Präsenzbuch verewigt haben wollen. Vielleicht aber handelte es sich im einen oder anderen Fall auch nur um einen Bluff. So richtig gerne ging eigentlich kaum jemand von uns in den sonntäglichen Gottesdienst, aber man kam ja einfach nicht darum herum. Nur schon die Kirchenbänke waren doch so unbequem. Und dann noch die für uns Jugendlichen etwas langweiligen Predigten. So drückte man halt zum Zeitvertreib mit den Fingernägeln Furchen in das helle weiche Holz zwischen der Maserung des Kirchengebänks. Oder spielte mit den seitlich drehbaren metallenen Mantelhaken, welche hinter den Rückenlehnen angebracht waren und wegen unserer dauernden Manipulationen mit der Zeit – sehr zum Ärger des Sigristen – abbrachen.

Als der Konfirmationstag näher rückte, galt es daran zu denken, sich rechtzeitig mit einer neuen Garderobe auszustatten. Dazu gehörte ein dunkler Anzug, ein blütenweisses Hemd, eine helle, möglichst silberfarbene Krawatte und neue schwarze Schuhe – für die meisten die erste kostbare Einkleidung ihres Lebens. Unerlässlich war auch, sich vor diesem wichtigen Auftritt vom Coiffeur eine perfekte Frisur verpassen zu lassen. Tradition war auch, dass die Konfirmandinnen und Konfirmanden nicht nur von einzelnen Verwandten Glückwunschkarten erhielten, sondern auch von Nachbarn und anderen Leuten

aus dem Dorf. Also etwa von einem ähnlichen Personenkreis wie wenn jemand verstorben war. Die Glückwunschkarten wirkten teilweise etwas religiös, teilweise österlich-blumig, was gar nicht so abwegig war, da der Konfirmationssonntag terminlich ja sehr nahe bei Ostern lag. Von einigen erhielt man auch ein kleines Präsent, etwa einen Fünfliber. Ob und was für ein Geschenk ich vom Götti und von Grimms erhielt, weiss ich nicht mehr. Vielleicht war's ein kleines Nötli, ein seidenes Nastüechli oder beides. Aber das war ja gar nicht so wichtig. Die vielen erlebnisreichen Tage die ich bei der Familie meines Göttis und bei den Geschwistern Grimm erleben durfte waren doch tausendmal mehr wert als jedes materielle Geschenk. Dies wird einem mit zunehmendem Alter erst so richtig bewusst ...

Und irgendwann war er da – der grosse Tag. Es war für die Gottesdienstbesucher empfehlenswert, sich beizeiten in der Kirche einzufinden, um auch sicher – und wenn möglich in aussichtsreicher Bankreihe – einen Platz ergattern zu können. Denn an Konfirmation war stets mit einem mächtigen Besucherandrang zu rechnen. Angehörige, Gotten, Göttis, Verwandte, Bekannte und auch einige Schaulustige aus dem Dorf fanden sich da jeweils ein und füllten die Kirche, die an einem gewöhnlichen Sonntag meist vergeblich auf einen ähnlichen Ansturm wartete. Unsere Konfirmationsgesellschaft bestand aus Mami, Papi, Margrit und Karl, meinem Götti Max Kägi, seiner Gattin Ida und Karl Dowidat, einem Onkel aus Deutschland. Selbstverständlich durften auch die Schwestern Rosa und Anna Grimm nicht fehlen, welche gemeinsam die Rolle einer Gotte wahrnahmen. Aus mir unbekanntem Gründen hatte ich nie ein offizielles Gotti.

Nach dem obligaten einleitenden Teil des Gottesdienstes wurde die stattliche Konfirmandenschar vom Pfarrer mittels Blickkontakt und Handzeichen aufgefordert, sich vorne im Chor aufzustellen. Alle standen sie da wie aus dem „Trückli“. Der eleganten dunklen Robe nach zu schliessen hätte es sich bei ihnen gerade so gut um eine Gesellschaft handeln können die sich zur Ballnacht

gerüstet hat. Es war ja selbstverständlich, dass eine solche Aufmachung vom bestellten Berufsfotografen zuvor ins Bild gefasst wurde. Dann durfte – oder musste – jede Konfirmandin und jeder Konfirmanden zum Herr Pfarrer hin treten und ihm die Hand reichen. Es war wohl für alle das erste Mal, vor einem solch zahlreichen Publikum ins Rampenlicht gerückt zu werden, denn als der Pfarrer den auf jeden Einzelnen zugeschnittenen Bibelspruch vorlas, da waren die Blicke der ganzen Gesellschaft auf einem gerichtet. Ein bisschen Lampenfieber oder zumindest Verlegenheit kam da schon noch auf, auch wenn man zuvor noch geprahlt hatte, dass einem dieser Auftritt nicht das Geringste ausmachen würde.

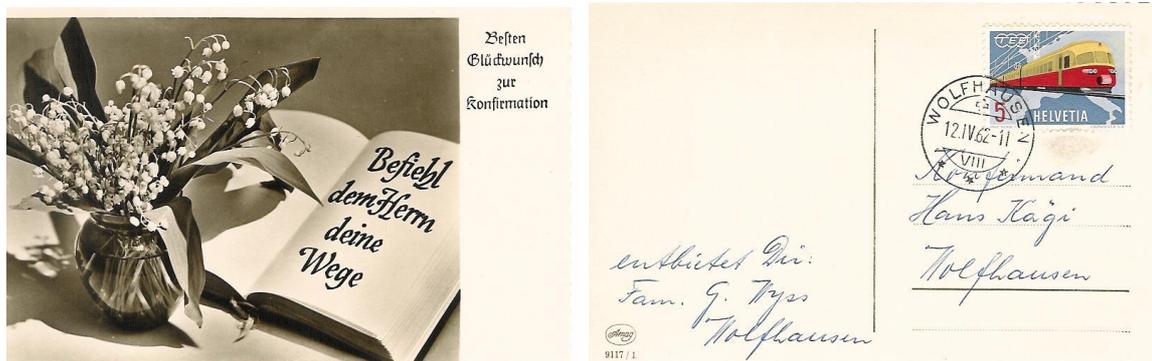
Übrigens: den Bibelspruch, den mir der Pfarrer übergab, habe ich noch viele Jahre gut gehütet. Leider ist aber eines Tages spurlos verschwunden. Wie wäre es doch interessant, heute feststellen zu können, ob und inwieweit sich die darin enthaltenen guten Wünsche und Ratschläge fürs Leben erfüllt haben.

Nach der Kirche verschob sich unsere kleine Gesellschaft ins „Bahnhöfli“, ein Restaurant gleich neben der Bahnstation Bubikon, wo wir von den Wirtsleuten Rappold für ein feines Mittagessen erwartet wurden. Für Unterhaltung sorgte einmal mehr mein Götti, der nach Dessert und Kaffee zu unserer aller Erheiterung gar noch den Tischschmuck, ein Blumentöpfli, stolz aus dem Restaurant hinaus auf die Strasse balancierte.

Nachdem die Konfirmation Geschichte war, hatte Rene Müller die Idee, dass wir beide und eventuell noch andere Mitkonfirmanden am einen oder anderen Sonntag freiwillig am Gottesdienst teilnehmen könnten. So fand sich denn, ganz zur Freude des Pfarrers, schon an einem der ersten Sonntage nach der Konfirmation ein Grüppchen in der Kirche ein. Nach wenigen Wochen wurde dieses aber immer kleiner und so stellten auch René und ich unsere Besuche ein. Mit der Konfirmation, einem eigentlich doch sehr bedeutenden Tag, endete eine lange und intensive Aufbauzeit abrupt. Für einen Pastor wohl ziemlich frustrierend.



Karte aus dem Konfirmandenlager an meine Eltern (Oktober 1961)



Karte von unserem Posthalter/Briefträger-Ehepaar Wyss zur Konfirmation.  
Briefträger Wyss, der die Karte selbst zustellte und dennoch (äusserst korrekt) frankierte.



Die Konfirmandinnen und Konfirmanden. Vorne in der Mitte Pfarrer Hauri. Der im Kreis bin ich.



Kirche Bubikon



vor der Konfirmation



beim Ausgang mit Margrit



von links: Karl, Karl Dowidat (Onkel),  
Götti Max, Rosa und Anna Grimm



Mami, Götti Max und Karl, der sich  
ab den Spässen von Max amüsiert

## Nun bin ich KV-Stift

Am 24. April 1962 begann ich meine dreijährige Lehre bei der Firma Mettler Analysen und Präzisionswaagen in Stäfa. Gemäss dem Lehrvertrag, den Papi und ich ein halbes Jahr zuvor unterschrieben hatten, war die Arbeitszeit wie folgt festgelegt: 07<sup>10</sup> bis 16<sup>50</sup> Uhr abzüglich eine Stunde Mittagspause, was 43 Stunden und 20 Minuten pro Woche entsprach. Darin enthalten war selbstverständlich der Besuch der Berufsschule. Mein Ferienanspruch betrug in jedem der drei Lehrjahre 15 Arbeitstage, bei einer Fünftageweche also drei Wochen – soviel wie zu jener Zeit für alle Mitarbeitenden üblich. Mein Monatslohn betrug gemäss Vertrag im ersten Lehrjahr 100, im zweiten 125 und im dritten 175 Franken.

Selbstverständlich lag, wie es sich für eine vorbildliche Firma gehört, für die Lehrlinge ein detaillierter Ausbildungsplan vor, aus dem unter anderem auch der Einsatz in den verschiedenen Geschäftsbereichen ersichtlich war.

**Einsatzplan für die kaufmännischen Lehrlinge der Firma Mettler**

Semester	Monate	Bereich	Verantwortlich
1.	6	Einkauf/Verwaltung	Herr Hengartner
2.	2 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	Einkauf/Verwaltung	Herr Hengartner
	1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Hauptlager	Herr Fäh
	1	Arbeitsvorbereitung	Herr Sulser
	<sup>3</sup> / <sub>4</sub>	Normenwesen	Herr Heimburger
3.	3	Lohnbuchhaltung	Herr Bebi
	3	Finanzbuchhaltung	Herr Litschig
4.	6	Finanzbuchhaltung	Herr Litschig
5.	3	Verkauf	Büro Zürich
	3	Verkauf/Spedition	Büro Zürich
6.	2	Kontrollabteilung	Zweigleiter
	2	Einkauf	Herr Menet
	1 – 2	Einkauf/Verwaltung	Herr Menet

Es war schon ein etwas eigenartiges Gefühl, als ich mich am Morgen des ersten Arbeitstages, anstatt mit dem Velo zur Schule, zu Fuss zur Poststelle begeben musste, um dort in den Bus der VZO, der Verkehrsbetriebe Zürcher Oberland zu steigen. Dieser brachte uns Fahrgäste via Hombrechtikon und Üerikon zum Bahnhof Stäfa, von wo aus ich meinen Lehrbetrieb in einem Fussmarsch von gut drei Minuten erreichte. Wichtig war fortan, dass ich mich frühmorgens rechtzeitig auf den Weg machte, da der blaue Bus mit dem silbergrauen Dach stets pünktlich bei der Haltestelle weg fuhr. Im Laufe der Lehrzeit konnte es allerdings vorkommen, dass ich das morgendliche Postauto um eine Minuten oder etwas mehr verpasste. Dann nahm ich halt mein Velo, oder jenes von Mami – einfach dasjenige, welches gerade genügend Luft in den Pneus hatte – und versuchte mit rasanter, im Steilstück manchmal beinahe halsbrecherischer Fahrt, zur vorgegebenen Zeit im Lehrbetrieb anzukommen. Dies war nur schon deshalb möglich, weil ich eine kürzere Route wählen konnte als jene die der Bus zurück zu legen hatte. Und auch bei den Haltestellen konnte ich Zeit gewinnen, wartete dort doch niemand der hoffte von mir mitgenommen zu werden.

Ein noch eigenartigeres Gefühl hatte ich am ersten Arbeitstag, als ich zu meinem Ausbildungsplatz in die Abteilung "Einkauf/Verwaltung" geführt wurde. Statt im gewohnten Schulzimmer befand ich mich nun in einem grossen Mehrzweckbüro, in dem statt Schülerbänke, Lehrerpult und Tafel nun Büroarbeitsplätze, Schreib- und Rechenmaschinen, Gestelle und Stahlmöbel standen. Und mitten drin mein Lehrlingspültli. Das war mein Tätigkeitsrevier für die nächsten Monate. Nicht nur die Arbeitsplätze zweier Mitarbeiter waren in diesem Raum stationiert, sondern auch die zentrale Ablage der Abteilung. Den Pulten dieser beiden Angestellten war je ein grosser Karteitrog beige gestellt, in dem hunderte von Artikelkarten eingeordnet waren. In diese Karten wurden Bestände, Bestellungen, Zu- und Abgänge, Liefertermine, Preise, Terminanmahnungen und dergleichen eingetragen. Auf die Karten aufgesteckte farbige Kunststoff-Reiterchen dienten der optischen Terminüberwachung. Im Weiteren standen an einer Wand

brusthohe Kästen aus Stahlblech mit je zwei oder drei Schubladen, in denen – alphabetisch nach Lieferant geordnet – die Dossiers mit den Schriftstücken der Einkäufer eingereiht waren.

Chef der Abteilung war Prokurist Thierstein, ein agiles, etwas nervös und akademisch zerstreut wirkendes „Mannli“, dem auch die Oberaufsicht über die Ausbildung der kaufmännischen Lehrlinge anvertraut war. Für die eigentliche Fachausbildung und die Koordination mit der Berufsschule war aber jemand anders zuständig: Herr Menet, ein unterschiftsberechtigter Kadermann, der mir insbesondere wegen seiner äusserst gepflegten Erscheinung und seiner direkten und unkomplizierten Art in Erinnerung geblieben ist. Und auch seine nur aus einem Horizontal- und zwei Vertikalstrichen bestehende Unterschrift hatte mich stets fasziniert. Beeindruckend war auch sein Interesse an den Leistungen und der Entwicklung von uns KV-Stiften, welches sich unter anderem darin manifestierte, dass er schnell einmal nach besseren Leistungen verlangte und dieser Forderung wenn nötig mit geeigneten Massnahmen Nachdruck verschaffte.

Bevor ich meinen Arbeitsplatz beziehen konnte, wurde ich allen Mitarbeitenden der Abteilung vorgestellt. Ich erinnere mich noch an die Herren Kälin, Grütter, Gmünder, Eimer, Rathgeb, Thierstein „der Zweite“ – ein Bruder des Chefs – und Gemperle den „Allrounder“. In einem separaten "Kabäuschen" sassen noch der für meine Ausbildung im Mehrzweckbüro direkt Verantwortliche Herr Hengartner und ein weiterer Mitarbeiter. Auch an zwei Damen mag ich mich erinnern: an die Sekretärinnen Frau Bucher und Frau Koch – zwei sehr nette, manchmal aber ziemlich gestresst wirkende Frauen. Und irgendwann war es dann soweit: ich wurde den beiden Männern übergeben, mit denen ich für die nächsten Monate das Büro teilen durfte – den Herren Günter und Pandiani. Beides Männer um die Vierzig, die vor Vitalität nur so sprühten und die es meist schon am frühen Morgen lustig hatten miteinander.

Herr Pandiani übte, zumindest seinem Auftreten nach zu schliessen, die Funktion eines Chefs dieses Zweipersonen-Mehrzweckbüros aus. Vermutlich hatte er sich diese allerdings selbst zugewiesen, da er der festen Überzeugung war, über ein angeborenes erzieherisches Talent zu verfügen. Dies konnte man ihm auch nicht absprechen, ebenso wenig seine etwas regentenhaft wirkende Art. So war er es, der mir fortan sagte wo's lang geht und der mich, falls nötig, zu Recht wies – mich im Notfall aber auch unterstützte und mir beistand. Auch ein gewisses Flair zur Selbstdarstellung war dem Herrn Pandiani nicht abzusprechen. Er redete recht gerne und viel.

Ganz anders war da der Herr Günter. Bei ihm hatte ich irgendwie den Eindruck, dass er sich freiwillig und in geschickter Art und Weise seinem Bürokollegen Franz Pandiani unterordnete. Herr Günter lachte gerne und viel. Sein Schalk war stets geprägt von einer gesunden Portion Bauernschläue. Er war ein ausgeglichener und fröhlicher Mensch, der nie über sein Handicap klagte, das er zu tragen hatte: Otto Günter war nämlich gehbehindert. Hatte, wenn ich mich richtig erinnere, Kinderlähmung und bewegte sich deshalb ruckartig vorwärts. Eine Hand in der Hosentasche, mit kräftiger Seitenbewegung des Oberkörpers, pendelte er beim Gehen das invalide Bein nach vorne. Trotz seiner Behinderung arbeitete Herr Günter Vollzeit und nahm an praktisch allen betrieblichen und ausserbetrieblichen Anlässen teil. Zur Verbesserung seiner Mobilität besass er ein Auto, das über ein automatisches Getriebe verfügte und anstelle eines Gaspedals mit einem Handgashebel neben dem Steuerrad ausgerüstet war. Ein "Ford Anglia" war es glaub, ein Gefährt englischer Provenienz, das als auffälligstes Merkmal über eine Heckscheibe verfügte, die nicht wie gewohnt schräg nach hinten sondern senkrecht oder gar ein wenig gegen den Fahrgastraum hin gerichtet war.

Beinahe hätte ich noch vergessen hervorzuheben, dass ich nicht der einzige kaufmännische Lehrling war, der an jenem Tag seine Ausbildung „beim Mettler“ begann. Jedes Jahr starteten nämlich zwei Jugendliche ihre kaufmännische Lehre

in diesem Unternehmen – ein Mädchen und ein Bursche. Meine Parallelstiftin war Ruth Kündig, ein eher kleines dafür aber sehr attraktives Fräulein, das trotz seines jungen Alters nicht mehr mädchenhaft wirkte. Ruth hatte üppiges schulterlanges schwarzes Haar, grosse dunkle Augen, leicht schmallige stets mit schönem Rot geschminkte Lippen, schneeweisse Zähne und einen prächtigen Busen. Auffällig waren auch ihr offenes Wesen und ihr anziehendes Lächeln. Insgesamt also eine Erscheinung, an der die Männerwelt natürlich grossen Gefallen fand.

Eine meiner Hauptaufgaben im ersten Halbjahr war die tägliche Einordnung der Einkaufs-Korrespondenz in die Hängemäppchen der Schubladenkorpusse: Bestellungen, Auftragsbestätigungen, Terminanmahnungen und Briefe. Damit die Lieferantendossiers nicht allzu schnell überquollen, verwendete man für Durchschläge sehr dünnes Papier. Durchschlagskopien die anstatt in Dossiers in Ordnern abzulegen waren, mussten mit einem speziellen Handlocher oder mit Kleberingli im Bereich der Lochung verstärkt werden. Grosser Wert wurde darauf gelegt, dass ich die Löcher exakt am richtigen Ort anbrachte. Und es wurde mir auch beigebracht, dass zwei- oder mehrseitige Dokumente in der oberen linken Ecke mit dem Bostitch zusammen zu heften waren. Und zwar nicht irgendwie, sondern genau in einem 45°-Winkel zur linken und oberen Seitenkante der Blätter.

Dass die ganze Ablegerei einen hohen Stellenwert besass zeigte sich darin, dass man mir androhte, ausserhalb der Arbeitszeit zu einem „Ablage-Training“ erscheinen zu müssen, sollte ein falsch abgelegtes Dokument gefunden werden. Und man drohte nicht nur, man machte die Drohung auch wahr. So hatte ich tatsächlich einmal an einem Samstagmorgen anzutreten, Dossier um Dossier durchzukämmen und auf allfällige Ablagefehler hin zu prüfen. Ich war zwar felsenfest überzeugt, den „weiss-nicht-von-wem“ entdeckten Ablagefehler nicht verursacht zu haben, nur hatte ich ja nicht die geringste Chance meine allfällige Unschuld zu beweisen.

Eine perfekte Einkaufsorganisation war für die Firma Mettler von grösster Bedeutung. Wurde ein Artikel beispielsweise auch nach wiederholter Terminmahnung vom Lieferanten nicht geliefert, so konnte dies die Endproduktion einer ganzen Serie eines Waagetypen gefährden. Das Montageband musste im schlimmsten Fall still gelegt und die Mitarbeiterinnen der Montageabteilung nach Hause geschickt werden. Dies habe ich allerdings nur ein einziges Mal erlebt. Noch bevor eine solche Situation eintreten konnte war in der Einkaufsabteilung der Teufel los. Dann konnte man Einkäufer erleben, die ins Telefon schrieten, dass die Leute aus den Büros herbei geeilt kamen um zu schauen was da geschehen sein möge. Einigen der sich dort Versammelten stand der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Ich jedenfalls stand dann wie gelähmt in der Nähe und bewunderte den wütenden Einkäufer für sein emotionales Engagement und seine Courage, einem säumigen Lieferanten derart massiv "einheizen" zu können. Ich selbst scheute mich nämlich zu telefonieren – zumindest im ersten Lehrjahr. Um einen Anruf zu vermeiden begab ich mich wenn immer möglich persönlich zu jenen Stellen, denen ich etwas ausrichten oder die ich etwas fragen musste. Dies liess ich meine Auftragserteiler natürlich nicht merken und erledigte solche Kommunikation irgendwann zwischendurch. Hin und wieder kam ich allerdings nicht darum herum, den Hörer „gottsname“ in die Hand zu nehmen und die Nummer unverzüglich zu wählen. Dazu brauchte ich jeweils echte Überwindung.

Ein eigentliches Lampenfieber befiel mich, als mein Ausbildungsplatz – ganz gemäss Lehrplan – für eine Woche in die Telefonzentrale verlegt wurde. An den Ort also, wo sämtliche externen Anrufe eingingen und an die gewünschten Stellen weiter geleitet wurden. Die Cheftelefonistin spürte bald einmal, gegen welch' inneren Widerstand sie mich in dieses Arbeitsgebiet einführen musste und verschonte mich weitgehend von dieser für mich so unangenehmen Tätigkeit. So durfte ich denn für einige Tage als Beobachter und Assistent der Telefonistinnen wirken. In späteren Jahren fragte ich mich manchmal, was wohl der Grund für solch massiven Widerstand gegen das Telefonieren gewesen sein könnte.

Eine geradezu angenehme und zudem noch interessante Abwechslung für mich bestand darin, einmal wöchentlich im Büromateriallager Herrn Gemperle bei der Herausgabe des Büromaterials zu assistieren. Dies schien mir eine sehr sinnvolle Sache zu sein, lernte man bei dieser Tätigkeit doch all' die vielen verschiedenen Materialien und Hilfsmittel kennen, die vom Personal des Betriebes für ihre administrativen Aufgaben gebraucht wurden. Für einen Erstlehrjahrstift war das gar nicht eine so einfache Sache, gab es da doch eine grosse Anzahl Artikel, die ich zuvor noch gar nie gesehen hatte und die oft in den verschiedensten Grössen, Farben, Varianten und Ausführungen zu haben waren. Herr Gemperle war übrigens auch für das Archiv zuständig, und so durften wir Lehrlinge ihn dorthin begleiten wenn entsprechende Ablagearbeiten anfielen. Etwa den gleichen inneren Widerstand den ich gegen das Telefonieren hatte, brachte Lehrtochter Ruth den Archivierungsarbeiten entgegen. Aber: was sein muss, muss halt sein.

Es war offenbar seit eh und je Aufgabe der Lehrlinge des ersten Lehrjahres, für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Einkaufs den Znüni zu besorgen. Dabei war es wichtig, stets daran zu denken, rechtzeitig die Bestellung aufzunehmen, denn immer pünktlich zur gleichen Zeit hatte der Beck im ersten Stock seine Backwaren auf Tischen ausgelegt. Schliesslich war es ja wichtig, die gewünschten Artikel zu „ergattern“ um die Aufträge tadellos ausführen zu können. Die herbei geschafften Gipfeli, Püürli, Brötli, Zuckerschnecken usw. waren den hungrigen Mäulern an die Arbeitsplätze zu bringen und, sofern nicht vorgängig erledigt, noch definitiv abzurechnen. In der Regel war das absolut unproblematisch, da die Leute das Geld schon zusammen mit der Bestellung bereit hielten. In seltenen Fällen konnte es vorkommen, dass mir jemand den geschuldeten Betrag mit etwas Verspätung übergab, allerspätestens dann aber am Folgetag – darauf konnte ich mich hundertprozentig verlassen. Einer meiner „Kunden“ hatte aber das Flair, von Zeit zu Zeit mit einer grossen Note zahlen zu wollen. Solche Noten nahm der Beck aber nicht oder zumindest nicht gerne entgegen. Oder der gleiche Mensch vertröstete mich auf den nächsten Tag, da er seine Geldtasche offenbar zu Hause

vergessen hatte. Wie auch immer – wenn ich bei ihm seine Schulden einziehen wollte, so behauptete er manchmal, dass er schon alles bezahlt hätte. Dass dies nicht möglich war, sagte mir mein seinerzeit gutes Gedächtnis einerseits und andererseits mein Portmonee, dessen Inhalt ich stets genau kannte, verfügte ich im ersten Lehrjahr doch über ein Taschengeld von lediglich 30 Franken pro Monat. Soviel Sackgeld reichte mir auch – sofern nicht andere Leute auf meine Kosten ihren Znüni essen wollten. Kompensiert wurden solche „Verlustgeschäfte“ durch Angestellte die mir hin und wieder den Znüni spendierten oder mir ein kleines Trinkgeld gaben. An einen solchen edlen Spender – es war Herr Pandiani – wandte ich mich eines Tages als es mir schlicht zu bunt wurde. Als sich dieser für mich einsetzte und den „Bschuesser“ zur Rede stellte, da stritt dieser alles ab und ich war zu allem Elend noch der dumme Esel. Nun: verlumpet bin ich deswegen ja nicht.

Ein ganz besonderes „Dauer-„Ärbetli““ war auch das Erstellen des Arbeitsbuches. Jeder Lehrling hatte den Stoff seiner Ausbildung in einer Zusammenfassung zu dokumentieren. In den ersten Semestern handelte es sich, entsprechend den Fertigkeiten und Kenntnissen, hauptsächlich um das Abtippen eines vorliegenden Textes auf der Schreibmaschine. Dabei wurde besonderes Gewicht auf eine sorgfältige und saubere Ausführung gelegt. Das in jeder Abteilung Gelernte war zusammen zu fassen, zu bebildern und zu bemustern. Pro Semester entstand so ein ausführlicher Ordner, der letztlich als wertvolle Hilfe bei der Repetition der Branchenkunde diente. Die Blätter waren laufend Herrn Hengartner abzugeben, der sie pingelig genau korrigierte. Enthielt ein Blatt Fehler, so war es nochmals vollständig zu tippen, notfalls so oft, bis eine fehlerfreie Arbeit vorlag – ganz nach dem Prinzip „Übung macht den Meister!“. Man staunte im Büro allerdings nicht schlecht, als man feststellte, mit welcher Leichtigkeit ich bereits die ersten Abschriften bewältigen konnte. Da zahlte sich eben der Kurs aus, den ich während dem letzten Semester der Sekundarschule aus eigener Initiative und auf Anraten meiner Eltern besucht hatte. Einmal pro Woche radelte ich nach Rüti, wo im Sääli

eines Restaurants das Bürofachgeschäft Burki+Barth aus Uster einen öffentlich ausgeschrieben Kurs durchführte. Schreibmaschinen wurden im Kurslokal zur Verfügung gestellt. Damit ich auch zu Hause üben konnte, machten meine Eltern in der Kurshälfte von einem Angebot des Kursveranstalters Gebrauch und kauften mir eine in hellgrünem Farbton gespritzte „Optima“, die in einem stabilen blattgrünen Tragekoffer geliefert wurde und die mir danach noch viele Jahre einen sehr guten Dienst erwies. Dank dieses Kurses war ich in der Lage, schon die Texte des ersten Arbeitsbuches im „10-Finger-System-blind“ zu schreiben, was eigentlich erst in der Berufsschule zu lernen war. Dort war ich selbstverständlich mehr als froh, mit einem kleinen Vorsprung starten zu können.

An der Berufsschule galt übrigens zu jener Zeit die Note 1 als „sehr gut“ und die Note 2 als „gut“. Schlechteste Note war die 5. Jede Note über der 2 galt für Herrn Menet als ungenügend und veranlasste ihn, etwas zu unternehmen. Als er eines Tages feststellte, dass ich im Fache Buchhaltung eine 2 – 3 vorwies, da platzierte er mich für einen Vormittag im Sitzungszimmer, wo ich eine Aufgabenserie zu lösen hatte. Eine noch härtere Massnahme wartete auf mich, als man eines Tages feststellte, dass ich im Französisch – meinem seit eh und je ungeliebten Fach – eine absolut ungenügende Leistung erbrachte. Da wurde es Herrn Menet zu bunt und er „verknurrte“ mich zu Privatstunden. So fuhr ich denn monatelang Samstag für Samstag mit dem Velo nach Rüti zu Monsieur Fleury, ein pensionierter Übersetzer französischer Muttersprache, dessen Einfamilienhäuschen ein kleines Stück hinter dem Spital lag. Erst als die Note in diesem Fach ein vertretbares Niveau erreicht hatte wurde der Privatunterricht, der von Mettler organisiert und vollumfänglich finanziert wurde, eingestellt. Zum guten Glück war Herr Menet mit den Leistungen in den übrigen Fächern der Berufsschule mehr oder weniger zufrieden.

Anfangs Lehre hatte ich mir vorgenommen, künftig etwas ernsthafter zu lernen als während der Sekundarschulzeit; ich wollte leistungsmässig einfach nicht mehr das

Schlusslicht der Klasse sein. Aus diesem Grunde ging ich nach Einnahme des Mittagessens meist unverzüglich an meinen Arbeitsplatz und nützte die Zeit bis Arbeitsbeginn für Schularbeiten. Das Mittagessen konnte vom Personal der Mettler in der eigenen Betriebskantine – später Personalrestaurant genannt – einnehmen und zwar zu äusserst günstigen Preisen, die für Lehrlinge gar halbiert waren. Bezahlt wurde mit einfränklergrossen farbig eloxierten Leichtmetall-Chips, die man an einem Schalter in der Buchhaltungsabteilung kaufen konnte. Ob für ein warmes Menü, ein Getränk oder einen kalten Imbiss – die Chips unterschieden sich in Farbe und Aufdruck und selbstverständlich auch im Preis. Über längere Zeit kaufte ich nur gelbe Verpflegungsmünzen, die zum Bezug eines Birchermüeslis berechtigten und für Lehrlinge lediglich einen Franken kosteten. Es ging mir nicht nur darum, vom Essensgeld das ich von Mami erhielt, möglichst viel einsparen zu können, sondern ich hatte Birchermüesli einfach sehr gerne, ganz im Gegenteil zu Fleisch. Mami war gar nicht erfreut als ich ihr eines Tages gestand, dass ich jeden Tag Birchermüesli esse, und drohte, „den Mettler“ anzurufen und ihn anzuweisen, dass man mir höchstens noch einmal pro Woche Birchermüesli herausgeben dürfe. Ich versprach ihr darauf hin, künftig normale Menüs zu essen, welche mich das Doppelte kosteten, ass aber weiterhin mein Birchermüesli, denn ich ging davon aus, dass Mami den Mettler sowieso nicht anrufen würde.

In der zweiten Hälfte des ersten Lehrjahres besuchte ich noch den Bereich Arbeitsvorbereitung, wo mich Herr Sulser in die Disposition, das Terminwesen, die Arbeitsvorbereitung und Kalkulation einführte. Dann ging's weiter zu Herrn Heimburger, der mich ins Normen- und Änderungswesen sowie in die Verwaltung der Technischen Zeichnungen einführte. Und zu guter Letzt wurde ich von Herrn Fäh in Lagerorganisation und Lagerarbeit unterwiesen. Mit dieser Abteilung machte ich bereits zuvor einmal Bekanntschaft: Eines Tages nämlich hatte mich Einkäufer Hengartner beauftragt, am Schalter der Werkzeugausgabe eine „Vorschusszange“ zu beziehen. Auftragsgemäss begab ich mich ins Untergeschoss und bestellte am dortigen Schalter das Werkzeug. „Was willst du?

Eine Vorschusszange? Wer hat denn Dir diesen Auftrag erteilt?“ fragte man mich. „Herr Hengartner“ erwiderte ich. „Ach so, Herr Hengartner – alles klar“ meinte der Schaltermann. Bewaffnet mit einer riesigen Zange kehrte ich in den Einkauf zurück. Dort standen ein paar Einkäufer herum und streckten die Nasen zusammen. Ich spürte, dass die Leute ungeduldig darauf warteten, dass ich endlich mit der Zange auftauchen würde. Grosses Gelächter setzte ein, und Herr Hengartner rief: „Ach, was bringst denn Du hier? Was soll das? Das ist doch keine Vorschusszange!“. Und sogleich beauftragte er mich, das riesige Ding umgehend wieder zurück zu bringen. In der Materialausgabe klärte man mich nun auf, dass ich an der Nase herum geführt worden sei, da es eine solche Zange gar nicht gebe. Ein Vorschuss sei doch nichts anderes als ein Vorbezug von Lohn. Auch wenn ich mir verschaukelt vorkam, und ich mich deswegen ein bisschen schämte – irgendwie spürte ich plötzlich eine stärkere Verbundenheit mit den Akteuren. Ich hatte das Gefühl, dass man jemanden wahrscheinlich mögen muss, um mit ihm einen solchen Spass zu treiben. Ist es nicht herrlich, wenn stierer Arbeitsalltag durch solch' erheiternde Einlagen aufgelockert wird ...

Auf Beginn des 2. Lehrjahres wechselte ich dann plangemäss in die Buchhaltung.

**Kaufmännischer Lehrvertrag**

Gemeinsam aufgestellt vom Schweizerischen Kaufmännischen Verein, vom Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, vom Zentralverband Schweiz, Arbeitgeberorganisationen, dem Schweizerischen Bankpersonalverband sowie von der deutschschweizerischen und wetschweizerischen Lehrlingsämterkonferenz.

Betriebsinhaber M E T T L E R  
Analysen- und Präzisionswaagen

Arbeitsort S t ä f a / ZH

Lehrmeister Kägi Hans  
Lehrling

Beruf Kaufm. Angestellter

Lehrzeit vom 24. April 1962  
bis 23. April 1965

Das Formular ist genau auszufüllen. Besondere Bestimmungen, z. B. für Lehrverhältnisse mit Wohnung und Unterhalt des Lehrlings beim Betriebsinhaber, sind am Schluss einzutragen.

Art. 17  
Besondere Bestimmungen: \_\_\_\_\_

Unterschriften  
Stäfa, den 26. Oktober 1961

Der Betriebsinhaber E. METTLER  
Fabrik für Analysenwaagen  
STÄFA

Der Inhaber der elterlichen Gewalt: Vater, Mutter, Vormund  
(Nichtzutreffendes streichen)  
H. Kägi

Der Lehrling  
Die Lehrmeister H. Kägi

Die Vormundsch schaftsbehörde  
(Bei Lehrverhältnissen mit Mündeln)

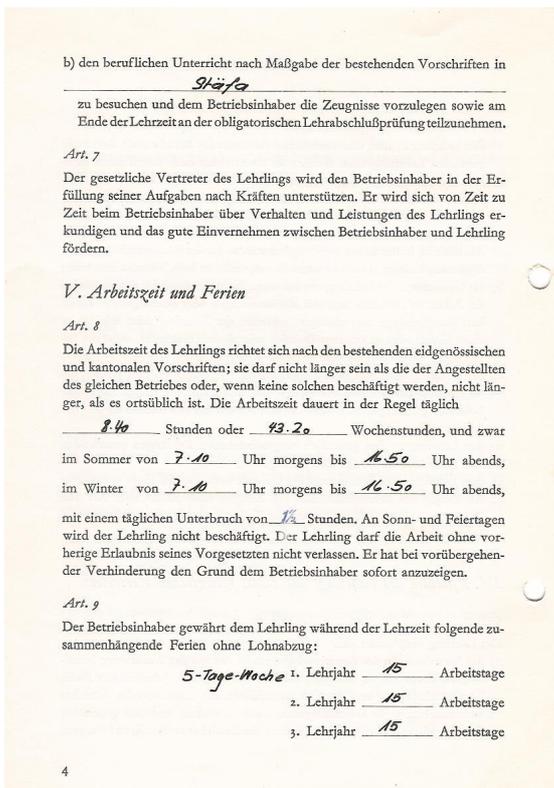
Die unterzeichnete kantonale Aufsichtsbehörde bezeugt, daß der Lehrvertrag den gesetzlichen Vorschriften entspricht und erteilt ihm hiermit ihre Genehmigung.

\_\_\_\_\_ , den \_\_\_\_\_

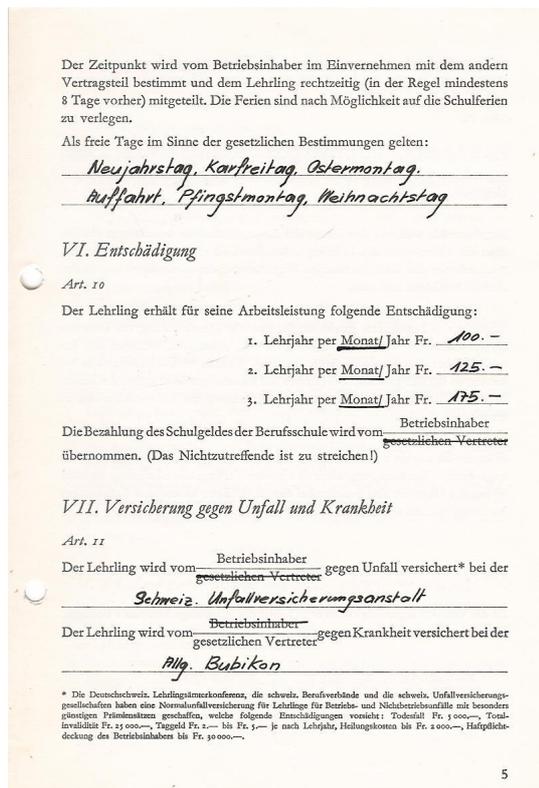
Registriert: 1. Dez 1961  
Industrie- & Gewerbeamt  
des Kantons Zürich U. T. Frensch.

8

## Interessante Seiten aus dem Lehrvertrag



Inhaber Herr Erhard Mettler  
(Mettler-Kurier, Heft 3, Okt. 1961)



Lehrling Hans Kägi  
(ca. 1962/63)

## Am Glarner Obersee

Einer meiner guten Freunde während der Hübli-Zeit war Walter Schönmann. Schönmanns bewohnten ein grosses Haus – vermutlich ein ehemaliges Bauernhaus – mit recht viel Umschwung und einem prächtigen Blumengarten. Ihr Grundstück grenzte an das Gelände des Alten Schulhauses in dem wir zuhause waren. Walti war zwar gut zwei Jahre jünger als ich, aber wir verstanden uns ausgezeichnet. Eine seiner heraus ragenden Besonderheiten war seine unübertreffliche Zuverlässigkeit. Auf sein Wort konnte man sich stets voll und ganz verlassen. Er entsprach in keiner Weise jenen Kollegen, mit denen man sich auf eine exakte Zeit verabredete, die dann aber einfach nicht erschienen, weil sie kurzfristig einer anderen Aktivität den Vorrang gaben, vielleicht von zu Hause aus nicht durften oder schlicht die Abmachung vergessen hatten. Mit ihm ging's mir jedenfalls nie so, wie es beispielsweise mal meinem Bruder Karl ergangen war: Karl stand, wie mit seinem Schulkollegen abgemacht, um halb Eins mit den Skis vor unserer Haustüre bereit. Man hatte vereinbart, per Postauto in den Atzmännig zu fahren, wo man den Mittwoch-Nachmittag mit Skifahren verbringen wollte. Um ein Uhr stand „Kärel“ immer noch vor der Türe, wartete treu auf seinen Kollegen, der sich – warum auch immer – selbst gegen halb Zwei noch nicht blicken liess. So ein Kollege war Walti eben nicht, so was hätte es bei ihm nie gegeben. Deshalb war Walti für mich ein echter Freund, nicht einfach ein Kollege.

Im August 1962 beschlossen wir beide, eine Velotour an den Glarner Obersee zu unternehmen. Am Sonntag-Morgen klingelte unsere Hausglocke minutengenau zur vereinbarten Zeit. Ausgerüstet mit etwas Proviant und ein wenig Bargeld machten Walti und ich uns mit unseren Treteseln auf die Reise. Der Weg führte uns via Rüti, Uznach und Bilten nach Näfels. Dort begann der steile Aufstieg auf der staubigen Fahrstrasse und mit Abkürzungen über einen Wanderweg, hinauf zum Glarner Obersee. Obschon das mir von meiner Mutter ausgeliehene Damen-Velo über eine moderne Dreigang-Nabenschaltung verfügte, musste ich es den

grösseren Teil schieben. Und selbst auf der Fahrstrasse musste ich – wie Walti – meist stehend treten. Das tat unserer guten Laune aber keinen Abbruch, denn wir freuten uns mächtig auf unser Reiseziel. Und als wir dann oben ankamen, die hohen Berge vor uns erblickten, die sich im ruhigen Wasser des tiefblauen Bergsees spiegelten, da fühlten wir uns glücklich, es bis hierhin geschafft zu haben. Am Ufergelände plegerten Ausflügler. Etliche mit Badehose bekleidet. Einige hatten Decken auf der Wiese ausgelegt und ein paar wenige lagen gar in einem Liegestuhl oder sassen auf einem Klappstuhl.

Der Ausflug an den Glarner Obersee war für mich offenbar ein solch schönes Ereignis, dass ich danach den vermutlich ersten Reisebericht meines Lebens als Gedicht verfasste und dieses mit je zwei Tuschzeichnungen und Fotos illustrierte.

### **Sonntagstour**

**In den frühen Morgenstunden  
eines Sonntags im August,  
frei von Sorgen, ungebunden,  
's ist ein Dürfen, nicht ein Muss,  
fahr'n mein Freund und ich dahin,  
kein Motor und kein Benzin.**

**Links und rechts vom Wegesrand,  
mit Nebelschleier noch umhüllt,  
herrlich frisch ein grünes Land,  
in Schweigen ist die Welt gehüllt.  
Tannen, Buchen und auch Erlen  
übersät mit Taues Perlen.**



**Im Walde die Amsel ihr Morgenlied singt,  
die Sonne noch nicht durch die Nebel dringt.  
Nach eineinhalb Stunden Fahrzeit dann,  
nimmt uns der Linth-Escher-Kanal in den Bann.  
Wir wollen die Gelegenheit nicht verpassen,  
die morgendliche Frische ins Bild zu fassen.**



Brücke über den Linth-Escher-Kanal  
(fotografiert mit meiner 5-Franken-Kamera)

**Und weiter geht's den Glarnern zu,  
die längst erwacht sind aus der Ruh',  
denn unsere liebe Mutter Sonne  
hat uns begrüsst voll Freud und Wonne.  
In Näfels ist es dann soweit,  
dass wir zum Wandern sind bereit.**

**Durch einen steilen Wanderweg,  
mit Steinen, Kurven, Rinn und Steg,  
geh'n wir voran, das Haupt im Schweiss,  
denn es wir unerträglich heiss.  
Der Weg ist allzu sehr gewunden  
Und plötzlich uns'rem Blick entschwunden.**

**Weiss nicht was wir nun machen soll'n,  
nur dass wir einfach vorwärts woll'n.  
Wir gehen, laufen, stolpern, kriechen  
bis wir den Muskelkater kriegen.  
Vor allem ich – und auch noch Hunger.  
Im Kopf da braust's, es steigt der Kummer.**

**Wir müssen einfach weiter gehen,  
obwohl kein Pfad ist zu sehen.  
Da! Plötzlich dringt an unser Ohr,  
der Autos Hupen wie ein Chor.  
Wir wandern die steile Fahrstrasse rauf.  
Ein Auto kommt, wir schlucken Staub.**

**An uns sich zeigt der Freude viel,  
denn wir sind am ersehnten Ziel.  
Doch heute beinah' wasserlos  
liegt in der Berge Mutterschoss  
der schöne Glarner Obersee.  
Die Freud' ist gross – Juhu, Juhe!**



Berggasthaus Obersee. Im Hintergrund der Brünnelistock (Postkarte)

**Wir haben uns nicht lang besonnen,  
sind uns'rem Durst zuvor gekommen.  
Haben sofort der nächsten Tochter gewunken  
Und kühles Elmer-Citro getrunken.  
Doch auch der Hunger plagt' sehr,  
so gingen wir ins Tannenmeer.**



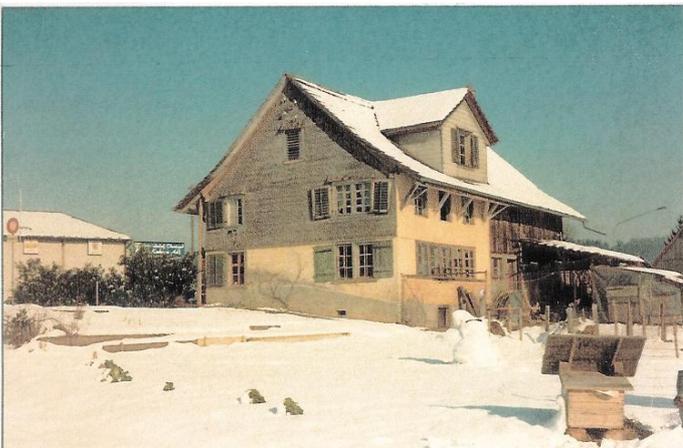
Walti beim Bräteln im Wald

**Meinen Freund ich das Feuer machen liess,  
worin wir Savelats brien am Spiess.  
Wir wollen die Gelegenheit nicht verpassen,  
den hübschen Akt ins Bild zu fassen.  
Bei Speis und Trank die Zeit verging.  
Die Sonne noch im Mittag hing.**



**Ein wenig Zeit wir uns noch klauen,  
das Panorama zu beschauen.  
Uns umzusehn auf alle Seiten  
Und auf die Rückfahrt vorzubereiten.  
Wir kehrten Heim noch vor der Nacht  
Und hungrig verzehrten wir den Znacht.**

**Hans Kägi, 1962**



Schönmanns Haus aus Richtung Südwest



Walti (rechts) und ich (ca. 1962)

## Ferien in Wuppertal

Den folgenden Erlebnisbericht habe ich im Dezember 1962, zwei Monate nach einem Ferienaufenthalt in Deutschland, geschrieben. Ich habe ihn nun leicht überarbeitet und dabei darauf geachtet, so viel als möglich originalgetreu zu belassen. Der Text im zweiten Teil des Berichtes ist geprägt von einem leicht sarkastischen Stil, den meine Cousine Christel zu jener Zeit pflegte und den ich von ihr angenommen hatte. Hier nun mein Bericht:

„Es war anfangs Oktober 1962 als ich meiner Mutter den Wunsch äusserte, nach Deutschland reisen zu wollen. Auf diese Idee kam ich, weil ein Arbeitskollege meines Vaters Mami informierte, dass er in einigen Tagen mit dem Auto in den Raum Düsseldorf-Solingen fahren werde, in jene Region also wo die meisten unserer Verwandten lebten. Und er bot an, dass jemand von uns mitfahren könnte. Obwohl er erklärte, dass sein Aufenthalt dort lediglich ein paar Tage dauern werde war ich vom Angebot begeistert, denn ich hatte ausgerechnet die nächsten zwei Wochen keine Berufsschule und vom Lehrbetrieb für diese Zeit Ferien bewilligt erhalten. Für ein solch bedeutendes Unterfangen benötigte ich allerdings das Einverständnis meines Vaters, der gerade dabei war die letzten Tage seines militärischen Wiederholungskurses zu absolvieren. Als Papi dann am Wochenende nach Hause kam, wurde meine Hoffnung mit einem deutlichen „Kommt nicht in Frage“ zunichte gemacht. Nun, ich wollte aber trotzdem gehen, und so schlug ich Mami vor, dass ich einfach per Autostopp fahren und dann auch etwas länger bleiben könnte. Logischerweise war ihr dies nicht geheuer und so machte sie den Vorschlag, ich solle doch – wenn es unbedingt sein müsse – mit dem Zug reisen; davon könne sie den Vater wahrscheinlich überzeugen. Dies war denn auch der Fall: beim sonntäglichen Abendessen lenkte Papi ein.

Am Montag früh kam dann so richtig Leben in die Bude. Für mich war klar: morgen Dienstag früh will ich unbedingt abreisen! Zuvor benötigte ich aber noch ein

Bahnbillet mit Platzkarte, eine Identitätskarte und einige Deutsche Mark. Nachdem Mami mit Tante Grete – einer ihrer Schwestern – telefoniert hatte, erhielt ich von ihr die offizielle Reiseerlaubnis für den Dienstag, und der Weg war frei, alles Notwendige zu organisieren. Da die Beschaffung des Fahrplans, des Billets und der D-Mark wohl kaum ein Problem sein konnte, beschloss ich, mich zuerst um die Identitätskarte zu bemühen. Dazu war ein Passbildli nötig, für das ich mich am Bahnhof in Rüti in einen Automaten setzte. Mit dem Föteli sprintete ich wie ein Velorennfahrer ins Gemeindehaus nach Bubikon. Nur: dort stand ich vor verschlossener Tür. Weder Mami noch ich hatten daran gedacht, dass am Chilbi-Montag die Kanzlei jeweils geschlossen war. Verdammt noch mal, das hatte gerade noch gefehlt. – Es blieb mir nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu trampen. In der Not und auf Empfehlung von Mami rief ich Gemeindeschreiber Hirzel an seiner Wohnadresse an und erklärte ihm mein Problem. Ohne Aufhebens war er zu einer Ausnahme bereit und kurz nach Mittag konnte ich mein ID-Kärtchen in der Gemeindekanzlei von ihm persönlich in Empfang nehmen. Daraufhin ging ich in Rüti am Bahnschalter und bei der Bank vorbei, derweil meine Mutter den Koffer packte. Am frühen Abend war ich dann für die Reise gerüstet – für meine erste lange Reise ohne Begleitung.

Der Zug fuhr an. Die Reise, die nicht weniger als zehn Stunden Fahrzeit dauern würde, hatte begonnen. Nochmals warf ich einen sorgfältigen Blick auf meinen Fahrplan. Las leise vor mich hin: „Stäfa ab: sieben Uhr zehn, Zürich an: sieben Uhr 33, Zürich ab... Basel an: ..., Basel ab:..., Köln an: ..., Köln ab: ..., Wuppertal an: etwas über achtzehn Uhr“. In Basel standen mir zum Umsteigen gut sechzehn Minuten zur Verfügung. Auf welchem Geleise aber fährt der Zug nach Köln? Wo ist der Mann mit der „Informations“-Mütze – wo steht er nur? Aufgeregt suchte ich nach ihm. Endlich - da stand er ja, der Gesuchte, Alleswissende. „Geleise eins“ tönte es bestimmt aber freundlich. Ich war gerettet. Oder etwa doch nicht? Wo war denn die Unterführung? Verzweifelt suchte ich danach. Ich war nicht der Einzige der aufgeregt war: Eine wohlbeleibte Dame brüllte zum Fenster eines Wagens

heraus, man solle ihr die Koffern holen. Ein alter Mann suchte verzweifelt nach etwas das ihm zu Boden gefallen war. Und Leute mit verschiedensten Gepäckstücken rannten wie die Wilden durch die Halle.

Als ich dann endlich an meinem Platz sass, da spürte ich ein Gefühl von Sicherheit, das mich in eine wohltuende Ruhe versetzte. Diese dauerte allerdings nicht allzu lange. „Passkontrolle“ schrie ein Uniformierter in unser Abteil. Und kaum hatte er die gewünschten Papiere gesichtet, da erschienen zwei Zollbeamte und wollten wissen ob wir Waren anzumelden hätten. Insbesondere fragten sie nach Kaffee und Schokolade. Alle Personen in meinem Abteil verneinten die Frage. Auch ich – wie hätte ich auch wissen können, dass mir meine Mutter, wie sich später heraus stellte, eine stattliche Anzahl Zigarettenpäckli und etliche Tafeln Schokolade im Koffer versteckt hatte. Glücklicherweise musste ich den Koffer nicht öffnen und so konnte ich unbeschwert die Landschaft bewundern. Weite Flächen von Wiesen und Ackerland, hin und wieder durchquert von einer Autobahn, von friedlich dahin fliessenden Gewässern oder schnurgeraden Baumreihen. Von Zeit zu Zeit verliess ich das Sechserabteil um im Gang etwas andere Luft zu schnappen und mir die Füsse zu vertreten. Dies und die gelegentliche Einnahme eines Teils der mitgenommenen Zwischenverpflegung halfen mir die Reise etwas kürzer zu gestalten und mich fit zu halten.

Und endlich sah ich ihn: den Rhein! Den Rhein, den ich so sehnlichst erwartete. Den Rhein, der mich schon fasziniert hatte als ich etwa 1950/51 mit Mami nach Deutschland reisen durfte. Er, der gewaltige Fluss mit seinen riesigen Lastkähnen, die sich, für den Reisenden unhörbar, flussaufwärts kämpften oder mit dem Lauf des Wassers abwärts trieben. Prächtig, wie sich der Strom entlang der mit Weinstöcken verzierten Hänge schlängelte – unvergesslich! Viele Eindrücke wirkten auf mich ein; ich fühlte mich wie in einer anderen Welt. Irgendwie dünkte mich, ich sei eine Ewigkeit unterwegs und doch ging die Zeit schnell vorüber. Als ich jedenfalls wieder mal auf meine Uhr schaute, da stellte ich fest, dass unser

Zug schon bald einmal in Köln ankommen würde. Ich machte mich bereit.

Kreischend fuhr der Zug ein. Türen wurden aufgestossen. Hektik machte sich wieder bemerkbar. Ein Lautsprecher war gerade dabei die Einfahrt unseres Zuges anzusagen. Allerdings schwer zu verstehen. Widerhall von den kahlen und verrusteten Mauern und Glasdächern. Sofort suchte ich nach einer lebenden „Informationssäule“. Ich hatte Glück. Da stand sie ja schon. Wie ein Bleisoldat, eine gelbe Mütze auf dem Kopf, aus dem zwei kalte Augen, starr auf einen Punkt gerichtet waren, stand der Mann mit der Auskunftskappe da und verkündete mit eintöniger Stimme: „Zug nach Vohwinkel auf Geleise fünf, Abfahrt 17 Uhr 36“. Ich nahm Platz in dem dieselbetriebenen Schienenbus mit den breiten unbequemen Bänken. Irgendwie passte ich mit meinem Koffer nicht so recht in den Feierabendverkehr; jedenfalls wurde ich von links und rechts beäugt. Nun, lange dauerte die Fahrt nach Wuppertal-Vohwinkel ja nicht. Ich machte mir Gedanken, ob meine liebe Tante Grete mich auch wirklich abholen würde.

Dort, ja dort stand sie ja schon! Neben einem werkwürdigen Häuschen, welches die Einheimischen „Sperrre“ nannten, weil man ohne Fahrkarte den Perron nicht betreten durfte. Nun, meine liebe Tante Grete nahm mich zur Begrüßung herzlich in die Arme und schon eine Viertelstunde später stand ich in der Wohnung der Familie Dowidat. Onkel Karl, ihr Mann, arbeitete in etwas gehobenerer Position im Rangierdienst der Deutschen Bundesbahn und hatte an diesem Abend Spätdienst. Christel, die einzige Tochter der Dowidats, erschien dafür bald einmal. Bevor sich das vitale „Wunderding“ dann endlich im Türrahmen zeigte, hörte man es brüllen „Das isch de Hans us de Schwyz – man hört’s am ‚ch““. Neben ihr schlüpfte ein kleines zierliches Persönchen vorbei, welches es sich nach knapper Begrüßung sofort auf dem Kautsch bequem machte. Es war Fräulein Hegenberg, Christels Freundin. Wir konnten am schön gedeckten Tisch Platz nehmen. Dann wurde gefuttert und getrunken, erzählt und gelacht. Noch bevor Onkel Karl nach Hause kam wollte ich mich Schlafen legen, da ich von der Reise her sehr müde

war. Das einzige, was ich der Spur nach noch mitbekam war, das Christel und Fräulein Hegenberg sich noch eine Weile im Tanzen übten.

Der nächste Morgen gehörte dem Ausschlafen und war schnell vorüber. Am Abend erschienen dann wieder die zwei Fräuleins, die übrigens beide etwa drei Jahre älter waren als ich, und so wurde es für mich wieder interessant. Christels Freundin meinte plötzlich, dass es in freundschaftlichen Kreisen nett wäre, wenn man sich mit „Du“ anredete. So war Fräulein Hegenberg für mich fortan die Ute. Im Laufe des Abends machte mich Christel darauf aufmerksam, dass ich mich morgen am frühen Nachmittag beim Ausgang des Transportgeschäfts „Speer“, bei dem sie arbeitete, einfinden sollte. Dem kam ich gerne nach. Christel hatte den Nachmittag frei genommen um mir den Stadtteil Elberfeld zu zeigen, unter anderem das Hallenbad, ein Bankgebäude und ein Hotel, das bald abgerissen werden sollte. Eine interessante Besichtigung einer für mich ungewohnt grossen Stadt. Am Schluss der Tour lud mich Christel zu einer Tasse Kaffee ein, damit ich die vielen Eindrücke auf mich einwirken lassen konnte. Als eigentlicher Höhepunkt unserer Stadtbesichtigung hatte sich Christel aber etwas ganz Besonderes einfallen lassen: einen Besuch bei Tante Laura, einer Verwandten aus Christels Familie. Dorthin begaben wir uns denn auch.

Ein laut surrendes Geräusch zeigte uns an, dass sich die Haustür nun öffnen lässt. An der Wohnungstüre empfing uns eine ältere Frau mit offensichtlich unfassbarer Freude. Sie führte uns in eine riesige Wohnküche. Dort sass, mit bleichem Gesicht und warm eingepackt, ihr Mann, den ich Onkel Fritz nennen durfte. Er war über das Erscheinen von uns beiden sehr überrascht und hoch erfreut. Offenbar hatte ihm die Gattin unser Kommen nicht angekündigt, mit dem Zweck, ihn zu überraschen. Sogleich wurde uns Kuchen aufgetischt. Auf dem Fensterbrett stand, mit Tüchern, Decken und Lappen überdeckt, ein Vogelbauer mit dem dazu gehörigen Inhalt, der wahrscheinlich schlief. Daneben lag ein älteres Fernglas, das beste der Welt, wie uns Onkel und Tante versicherten. Dies drückte

man mir in die Hand, damit ich die entfernten Lichter der Stadt ein wenig näher zu mir heran holen konnte. Wie eindrücklich! Später rechnete man uns vor, wie viele Liter Oel – vielleicht war's auch Petrol – das Öfeli, das so einsam im Raum stand, pro Tag verbrauche. So konnte ich mein Wissen laufend noch etwas bereichern. Dann kam der Hammer, auf den ich gerade noch gewartet hatte. Würdevoll verkündete meine geehrte Cousine vor versammelter Gesellschaft, dass ich bald nochmals vorbeikommen würde – dann aber alleine. Mit was nur hatte ich soviel Glück verdient? ...

Es war langsam Zeit zum Aufbrechen. Zielstrebig schritten Christel und ich zum Schwebebahnhof. Mit der eben gelösten Fahrkarte eilte ich in Richtung des wartenden Zuges. „Halt – zurück kommen!“ schrie jemand hinter mir. Habe ich die Polizei auf den Fersen? Was soll das? Habe ich etwas angestellt? Ich drehte mich um. Aha, wieder mal so eine verfluchte Sperre nicht beachtet! Ein Bahnbeamter mit breitbackigem rotem Kopf tobte in diesem Häuschen, dass die Glaswändchen zitterten. „Das isch doch en huere Seich!“ rief ich in urchigem Zürichdeutsch, kam seiner Anweisung dennoch unverzüglich nach und rannte dann erneut, vom lieben Cousinchen nun gehetzt, in Richtung der abfahrbereiten Schwebebahn.

Zum Abendessen gab's Hering-Stipp, eine im Norden Deutschlands bekannte Fischspezialität, die Tante Grete extra für mich zubereitet hatte, da sie wusste, dass diese zu meinen Lieblingsspeisen gehört, von meiner Mutter aber nur ganz selten aufgetischt wurde. Auch an diesem Abend war wieder allerhand los. Christel, Ute und ich hörten Musik, versuchten uns im Tanzen – was eher an Kämpfe erinnerte – und unterhielten uns fleissig. Am späteren Abend kam noch eine Bekannte von Christel zu Besuch. Eine strohblonde Dame, welche die Kunst der Unterhaltung bis ins Detail beherrschte und mit ihrem Gespräch über Chemie- und Laborangelegenheiten uns so mitreissen konnte, dass Ute vor Begeisterung beinahe einschlieft, Christel das dritte Kapitel in einem Buch las und ich mich mit dem Lösen eines Kreuzworträtsels beschäftigte. Es war derart spannend, dass wir

hofften, das superintelligente Wesen komme bald wieder mal zu Besuch ...

Am nächsten Tag fuhren Tante Grete und ich zu Hegmanns nach Solingen. Der tiefere Sinn meiner Reise bestand ja eigentlich darin, meine Verwandten einmal zu besuchen, zu sehen wo sie wohnen und leben. Walter Hegmann war, nebst vier Schwestern, der einzige Bruder meiner Mutter. Er war verheiratet mit Lilo. Gemeinsam hatten sie drei Kinder: Karin, Bodo und Gini. Ich kannte die Familie bereits, da alle zusammen schon mal für einige Tage bei uns in der Schweiz zu Besuch weilten. Gegen Abend wollte Bodo mir noch etwas von der Stadt und insbesondere jenes Restaurant zeigen, wo sich die Jugend traf. Da ich zögerte mit zu gehen, musste Bodo mich überzeugen, dass in jenem Lokal – man nannte es „Picknic“ – nur gut erzogene Leute verkehrten. So war es denn auch: mit Schwatzen, Trinken und vor allem Rauchen vertrieben wir die Zeit. Als mich Bodo als echten Burschen aus der Schweiz vorstellte, da scharten sich Jugendliche um mich, und man wollte wissen, ob ich denn auch jodeln und das Alphorn blasen könne – was ich leider verneinen musste. Auf zwanzig Uhr hatte Bodo für uns beide einen Kinobesuch eingeplant, so dass wir das Lokal mitten in unserer Unterhaltung verlassen mussten. „Ursus, der Herrscher der Wüste“ hiess der unglaublich sinnreiche Streifen. Ursus, ein Mann mit Muskeln wie ein Pferd, war so stark, dass er Krieger, Elefanten und Löwen wie Spielzeug behandeln konnte. Der Film war selbstverständlich auch äusserst lehrreich.

Für die Nacht stellten mir Hegmanns Ginis Bett zur Verfügung. Am Morgen dann, es war halb Zehn, fuhr mich Onkel Walter zu Tante Klara, eine Schwester meiner Mutter, die als Witwe alleine lebte. Dort warteten Christel und Ute auf mich. Wir hatten am Vortag abgemacht nach Schloss Burg zu fahren. Christel hatte mir angedroht, dass, falls ich bis zehn Uhr nicht bei Tante Klara sei, man alleine führe – am Nachmittag um zwei Uhr brachen wir dann effektiv auf. Obschon beschlossen worden war, per Wanderung über den Klingenspfad zum Schloss Burg zu gelangen, führte uns der Bus direkt an den Fuss des Burghügels. „Ächzend

und nach Atem ringend“ – wie sich Christel ausdrückte – kletterten wir den steilen Pfad hinauf zum altehrwürdigen Schloss – ein Höhenunterschied von immerhin fast 50 Metern, was für dortige Verhältnisse einem Berg gleich kommt. Einen Halt, damit ich mir unterwegs am Holzkiosk einen der berühmten Brezel hätte kaufen können, wollte man nicht einlegen. Nach diesem Zehn-Minuten-Aufstieg standen wir „erschöpft“ in luftiger Höhe mit wirklich schöner Aussicht auf das sanfte bewaldete Tal, indem sich die Wupper schlängelte. Bald aber drängte man mich in das Burg-Schloss, wo ich das interessante Museum zu bewundern hatte. Christel und Ute brachten mir ihr Abitur-Wissen bei, indem sie mir Jahreszahlen und Namen en gros an den Kopf warfen. Endlich empfand ich mich als gebildeter Mensch. Nach einem wässrigen Kaffee im dortigen Restaurant transportierte uns ein äusserst einfaches aber hübsches Seilbähnchen wieder ins „Tal“ runter, dort wo die trübe Wupper ihren Gestank von sich gab. Den Brezel konnte ich zum Schluss dann doch noch kaufen, nur, der penetrante Duft der Wupper hatte mir den Appetit für Stunden verdorben. Am Abend dann schrieb man mir die Zeit und alles Wünschenswerte auf, damit ich um Himmels Willen daran dachte, morgen am späteren Nachmittag rechtzeitig in der „Oper“ zu sein. Nicht in irgend einer Oper, sondern in der „Schwimmoper“, wie die Einheimischen ihr städtisches Hallenbad zu nennen pflegten.

Den nächsten Vormittag verbrachte ich mit Tante Grete, und im Laufe des Nachmittags erwartete mich dann wie abgemacht meine liebe Ute am Schwebebahnhof in Elberfeld. Nachdem ich ihr einen Umschlag mit einem „wichtigen“ Brief Christels zugesteckt hatte, machte ich ihr klar, dass ich keine Badehose bei mir hätte. Ungläubig schaute sie mich an, um dann entschlossen zu sagen: „Ja, da müssen wir uns gleich eine kaufen“. Noch am Vorabend hatte Ute lauthals verkündet, Badehosen im Kaufhof seien nicht teuer, so etwa um die zwei Mark rum. So schauten wir uns im erstbesten Geschäft um. Beinahe hatte sie Recht – aber eben nur beinahe: 15 Mark, 24 Mark, 18 Mark, die billigsten waren mit 12 Mark angeschrieben. Für mich ein bisschen zu teuer, dachte ich. „Was

wünschen Sie? Haben Sie etwas gefunden?“ fragte eine weibliche Stimme. Was sollte ich nur antworten? Ich wurde verlegen. „Nicht das was wir suchen, oder, Hans?“ meinte Ute und entfernte sich von den Gestellen. „N, nei, nein“ stotterte ich und trabte hinter ihr her. Im „Kaufhof“ erhielten wir das Gewünschte. Nicht für zwei Mark, aber zu einem für meine Verhältnisse akzeptablen Preis.

Im Eiltempo strebten wir nun der Schwimmpool zu. Nach dem Kassenschalter drückte mir Ute ein von ihr gelöstes Billet in die Hand, mit dem ich eine Etage höher hinauf zu steigen hatte. Oben sass eine Frau an einem Tisch, die der Eintrittskarte einen Stempel mit der aktuellen Uhrzeit verpasste, ein nummeriertes Bändchen an meinem Handgelenk anbrachte und verschiedene Instruktionen erteilte, die mich allerdings nicht zu interessieren vermochten. Ziemlich ratlos suchte ich danach an den vielen Türen die Nummer, welche auf dem Armband eingepresst war. Ohne Erfolg. Da kamen eben zwei Männer daher, welche – ach wie lustig – jeder Türe einen Schubs gaben. Eine Türe sprang auf und der eine der Männer verschwand dahinter. Jetzt probierte auch ich das Gesehene. Trotz sofortigem Erfolg betrat ich die Kombüse nicht, denn hinter mir kam ja noch der zweite Herr und es war nichts als Anstand, ihm den Vortritt zu lassen. Als Belohnung für mein ritterliches Verhalten liess sich auch die nächste Türe öffnen und ich konnte eintreten. Sofort kleidete ich mich um und begab mich in Richtung Schwimmhalle. Doch schon nach ein paar Schritten fragte mich ein weiss gewandeter Herr, wo ich meine Kleider hätte. „In der Kabine“ antwortete ich. „Aber die gehören doch nicht in die Kabine, sondern in ein Kästchen“. Er zeigte in die Kabine und meinte: „Dazu ist übrigens dieser Bügel, an den hängen Sie alles!“. „Alles?“, murmelte ich vor mich hin und tat was ich geheissen wurde.

Nachdem ich mich unter die Brause gestellt hatte, begab ich mich endlich zum eigentlichen Bad. Ein beissender Geruch, vermutlich von Chlor, strömte mir entgegen. Eine riesige Halle tat sich vor meinen Augen auf. Seitlich des Schwimmbeckens türmten sich Sitzreihen, worauf es sich einige Zuschauer

gemütlich gemacht hatten – eben: wie in einer Oper. Wo aber war nun Ute? Dort am Beckenrand sass sie! „Schon zehn mal war ich drinn“ erklärte sie mir neckisch. „Ja, nicht verwunderlich, denn das ist das erste Mal, dass ich in einem Hallenbad bin, und da braucht man halt etwas länger!“ entgegnete ich. Und nun nichts wie ab ins warme Wasser! Mit einem Kopfsprung stürzte ich mich ins Nass. „Oh, wie kalt!“ rief ich aus und schwamm zähneklappernd einen Kreis.

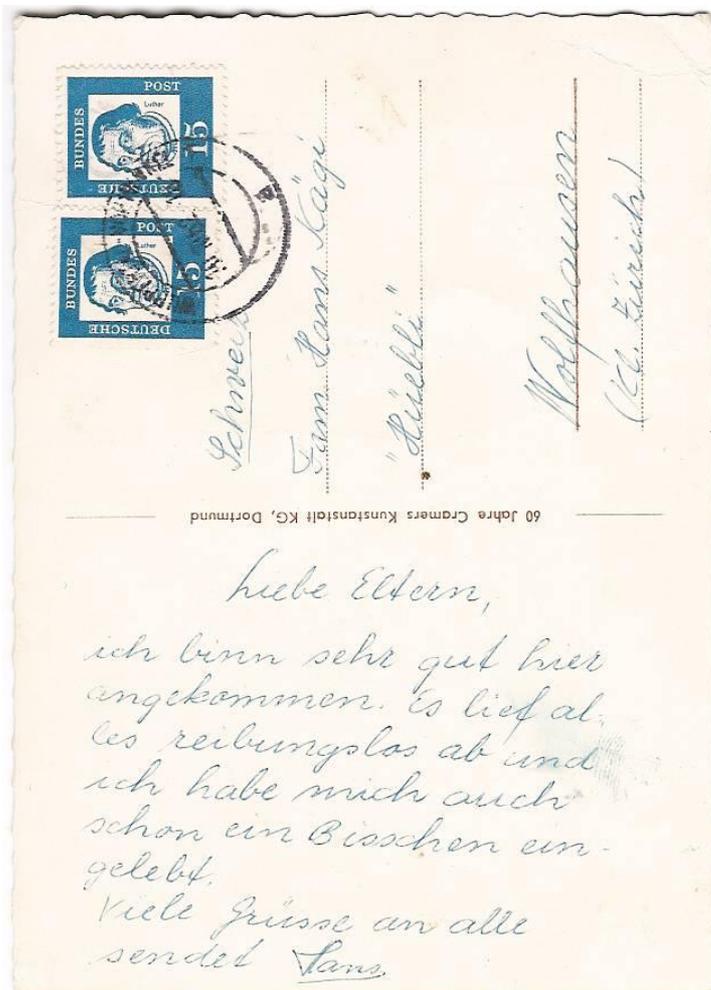
Irgendwie war ich froh, dass mich Ute nach nicht mal einer Stunde informierte, dass wir raus müssten, da einige Jugendliche begonnen hatten Bahnen zu legen indem sie Korkseile über das Wasser spannten. So stieg ich denn aus dem Nass und suchte den Ausgang. Bei einer Einbuchtung öffnete ich die Türe, trat ein und stand ... in den Toiletten. Suchte die nächste Türe. Die war verschlossen. So stieg ich halt die Treppe runter und versuchte mein Glück bei einer nächsten Türe. Aber da stand ich in einer Sauna. Jetzt wurde es mir zu bunt. Ich fragte die erst beste Person nach dem Ausgang und es wurde mir glücklicherweise geholfen. Nun beeilte ich mich, holte die Kleider und verschwand in einer Kabine. Ich wollte gerade dem Ausgang zustreben, als mich einer meiner Sinne daran erinnerte, dass ich das Netzlein, in dem ich meine Badehose und das Badetuch mitgebracht hatte, liegen gelassen hatte. So eilte ich denn zurück. Vergeblich, denn alle Kabinen waren verschlossen. Ich wurde halb verrückt, raste hin und her, aufgeregt mein Netzlein suchend. „Raus mit den Schuhen!“ brüllte man mir von allen Seiten zu. Ganz verdattert machte ich einem Aufseher klar nach was ich suchte. „Ich bring's Ihnen gleich, jetzt aber nichts wie raus!“ Beinahe stolpernd floh ich, und kurz darauf konnte ich meine Badeutensilien in Empfang nehmen. Eigentlich hätte Ute ja schon lange auf mich warten müssen. Ich aber war es, der noch eine ganze Weile warten musste bis sie endlich angetrippelt kam. Sie begleitete mich noch bis vors Haus von Tante Laura, um mir den Weg zu zeigen – vielleicht aber auch eher um Gewähr zu haben, dass mein Besuch auch wirklich statt findet. Danach schob sie ab nach Vohwinkel. Ja, so kam ich noch einmal zur lieben alten Tante Laura und zum lieben alten Onkel Fritz. Wir unterhielten uns, das heisst, ich durfte meine

bald auswendig geplapperten Antworten auf die gewohnten Fragen geben. Es war schon dunkel als ich mich zum Bahnhof der Schwebebahn begab, die mich in luftiger Höhe zurück nach Vohwinkel transportierte. Erneut ging ein Tag mit vielen Eindrücken und Erlebnissen zu Ende.

Und schon am nächsten Tag stand wieder ein ganz besonderes Ereignis auf dem Programm: ein Besuch im Wuppertaler Zoo. Quietschend hielt die Schwebebahn bei der eigens für den Zoologischen Garten eingerichteten Haltestelle. Die Leute drängten aus allen Türen und strebten dem Ausgang zu. Beinahe alle hatten denselben Ort als Sonntagsbeschäftigung ausgewählt wie wir: Ute, Christel und ich. Ein wunderbarer Anblick bot sich unseren Augen. In den kunstvoll angelegten Teichen vergnügten sich kreischende Enten und andere Wasservögel. Herrliche Weglein führten durch den Park. Überall Bäume in herbstlicher Farbenpracht. Sanft schien die Sonne durch das Laub, zeichnete zarte Schatten auf den noch feuchten Boden. Wir streiften einen Kinderspielplatz. Nur allzu gerne hätten sich meine beiden Begleiterinnen ein bisschen ausgelassen, als sie die Schaukeln, den Rundlauf und dergleichen sahen. Aber solch' grosse Kinder waren gemäss Beschilderung nicht zugelassen. Eigentlich schade!

Wir kamen ins Affenhaus. Behend, mit eleganten Schwüngen, Präzision und Griffsicherheit schwebten Äffchen von Gitterstab zu Ast und von Ast zu Gitterstab. Zeigte einer der akrobatischen Tiere eine kleine Flugschau so wurde er von einem seiner Mitbewohner umgehend nachgeahmt, und zwar so, dass man den Eindruck hatte, der Nachäffer wolle es noch besser machen. Wenn man sich etwas Zeit nimmt, das Treiben in einem Affenhaus genauer zu beobachten, kann man nicht nur grosse Ähnlichkeit zum Menschen bezüglich Aussehen sondern insbesondere auch bezüglich Verhalten feststellen ... Unser Rundgang führte uns auch zum Gebäude mit den Aquarien, zur Bärengrube, zu den Elefanten, Löwen, ... Bei den Steinböcken meinte meine Cousine – im entsprechenden Tierkreiszeichen geboren –, dass sie sich nicht mehr sicher fühle unter uns zwei Horoskop-Löwen.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden, Zeit uns auf den Heimweg zu machen. Die Sonne, welche ihr schwaches Licht nur noch durch die Gipfel der Bäume sandte, wird sich, nach alten Sagen, bald in den Ozean begeben um sich zu waschen und auszuruhen. Es war der erste Tag dieser Ferien in Deutschland, an dem sie schien und gleichzeitig auch der letzte, denn noch diese Nacht musste ich wieder nach Hause in die Schweiz fahren. Sie waren erlebnisreich, diese Tage in Deutschland. Insbesondere dank Christel und Ute, die sich mir wirklich aufopfernd angenommen hatten. Aber auch dank der lieben Tante Grete, die mich äusserst gastfreundlich in ihrem Heim aufgenommen hatte.“



Grusskarte an meine Familie, datiert 10.10.1962



Christel (Aufnahme ca. 1965)



Ute (Aufnahme 1962)



Wuppertal: die Schwebebahn und die „Schwimmoper“

## Mein Hobby – die Briefmarken

Einmal pro Lehrjahr musste jeder kaufmännische Lehrling vor den andern „Mettler-KV-Stiften“ einen kurzen Vortrag halten. Dabei war das Thema frei wählbar. Da ich seit meinem 10. Altersjahr – so wie zu jener Zeit mancher Bursche – Briefmarken sammelte, wählte ich für meinen ersten Auftritt dieses Thema. Der sehr kurze Überblick, den ich mit meinen Ausführungen vermittelte, stand eigentlich im krassen Gegensatz zur unglaublich hohen Stundenzahl, die ich für mein Hobby aufwendete. Mit Kollegen zusammen suchte ich die Schutthalden der Umgebung nach Paketumschlägen ab, begab mich an freien Schultagen von Haus zu Haus um nach alten Briefen und Postkarten zu fragen und bat Verwandte und Bekannte die begehrten Postwertzeichen aufzubewahren. So kostete mich dieses Hobby praktisch nichts; lediglich während einer kurzen Zeit erhielt ich von einem Händler jeden Monat eine kleine Auswahlendung in Form von Heften, in die Briefmarken aus aller Welt mittels Falze eingehftet waren. Unter jeder Briefmarke stand deren Kaufpreis angeschrieben. Ausgewählte Wertzeichen entnahm man den Heften, zahlte die Summe auf der Post ein und schickte das Heft dem Eigentümer zurück. Sehr viel Zeit beanspruchte vor allem das Tauschen, das ein stetiges Komplettieren der eigenen Sammlung ermöglichte. Etwa mit Beginn der Lehre wurde ich dann Dauerabonnet bei der Philateliestelle der Schweizerischen Post, die mir gegen Bezahlung sämtliche Neuausgaben postfrisch zustellte. Die meisten meiner Briefmarken aus jener Zeit befinden sich noch heute, wo ich diese Zeilen schreibe, in meinem Besitz. – Und hier nun mein Kurzvortrag von Ende 1962:

### Mein Hobby die Briefmarken f

Manche Beschäftigung übe ich in meiner Freizeit aus, doch diejenige, die ich am meisten liebe ist das Briefmarkensammeln.

Zuerst möchte ich Euch etwas über die Herkunft und Geschichte der Marke erzählen.

Man zählte den 6. Mai 1840, als der Engländer Chalmers die ersten beiden Briefmarken erfand. Es waren dies die schwarze ein Penny und die blaue zwei Pence - Marken, welche den Kopf der Königin Viktoria von England zeigten. Bei diesen Marken kannte man noch keine Zacken, sondern man schnitt sie mit der Schere voneinander. Auch das Papier und der Druck liessen noch einige Wünsche offen, so dass diese Marken leicht hätten nachgemacht werden können, was auch probiert worden ist. Selbstverständlich erst als die Marke einen hohen Sammlerwert besass. Fälscher wurden zudem schwer bestraft, da man sie meistens erwischte, denn mit den Prüfgeräten die man besitzt, werden auch raffinierteste Nachahmungen aufgedeckt.

Da wäre einmal das Wasserzeichen, welches durch ein paar Tropfen Benzin sichtbar gemacht werden kann. Oder der Sicherheitsfaden. Dies ist ein hauchdünner Faden, oder Strich, welcher zwischen den Papierschichten der Marke liegt. Vorallem die Schweiz, deren erste Marke erst 1843 erschien, hatte in diesen Sicherungen grosse Erfahrung. Und da sich viele Sammler dafür interessierten, mussten die alten Marken ständig durch Neue ersetzt werden. Die erste Bundesmarke erschien 1850. Man nannte sie "Rayon". Auch Wohltätigkeitsmarken werden jedes Jahr herausgegeben: Pro Juventute, Pro Patria. Dies sind Marken mit kleinen Zuschlägen, welche alten und minderbemittelten Leuten zugute kommen. In andern Ländern werden auch Weihnachts-, Flüchtlings-, Neujahrs-, und andere Wohltätigkeitsmarken herausgegeben.

Jedes Jahr erscheinen auch die grossformatigen Werbemarken, welche für besondere Ereignisse und Jubiläen werben. Auch die Europamarke möchte ich noch erwähnen. Diese Marke wird von den meisten Ländern Europas alljährlich nach einheitlichem Motiv herausgegeben, was ein Sinnbild für die Einigkeit Europas ist.

Bis Heute gibt es schon soviele Marken, dass kein Sammler mehr alle besitzen kann, sondern sich auf irgend ein Land oder ein Sachgebiet spezialisiert. Mein Spezialgebiet sind die Marken Deutschlands und der Schweiz.

Viele Arbeitsstunden habe ich daran gesessen, bis alle eingeordnet waren. Und jedesmal, wenn ich meine Sammlung hervornehme, erfreue ich mich dem Anblick der Marken, mit denen ich Seite um Seite angefüllt habe.

Abgesehen von der Ordnung, kann man auch sein Wissen bereichern welches der Mensch immer brauchen kann, und deshalb möchte ich jedem das Markensammeln empfehlen.



## Das Buchhaltungsjahr

Mit Beginn des zweiten Lehrjahres im April 1963 wurde mein Arbeitsplatz in den östlichen Teil des Verwaltungstraktes verlegt – in die Abteilung Buchhaltung. Erste Station war dort die Lohnbuchhaltung, wo ich während dreier Monate direkt von deren Chef, Herrn Bebi, ausgebildet wurde. Herr Bebi, ein Mann so Mitte Dreissig, gross gewachsen, schlank und mit „Flüügeschlyffi“ auf dem Kopf, war nicht nur ein sehr höflicher und geduldiger Chef, sondern auch ein aufgestellter und fröhlicher Mensch. Wir verstanden uns auf Anhieb gut. So gut, dass wir bald einmal in der Freizeit die eine oder andere Aktivität gemeinsam unternahmen: an einem Samstag mal in die Badi gingen oder an den Zürichsee, wo Herr Bebi im Hafen von Uerikon ein eigenes Ruderboot stationiert hatte. Später dann auch mal auf die „Dolder“-Eisbahn zum Schlittschuhlaufen. Junggeselle Bebi hatte übrigens beachtliches Eiskunstlauf talent, wovon ich mich persönlich überzeugen konnte. Mit Paul Bebi verbindet mich auch eine ganz tolle Geschichte, die sich allerdings erst im Folgejahr – also während dem dritten Lehrjahr – zutrug und von der ich noch berichten werde.

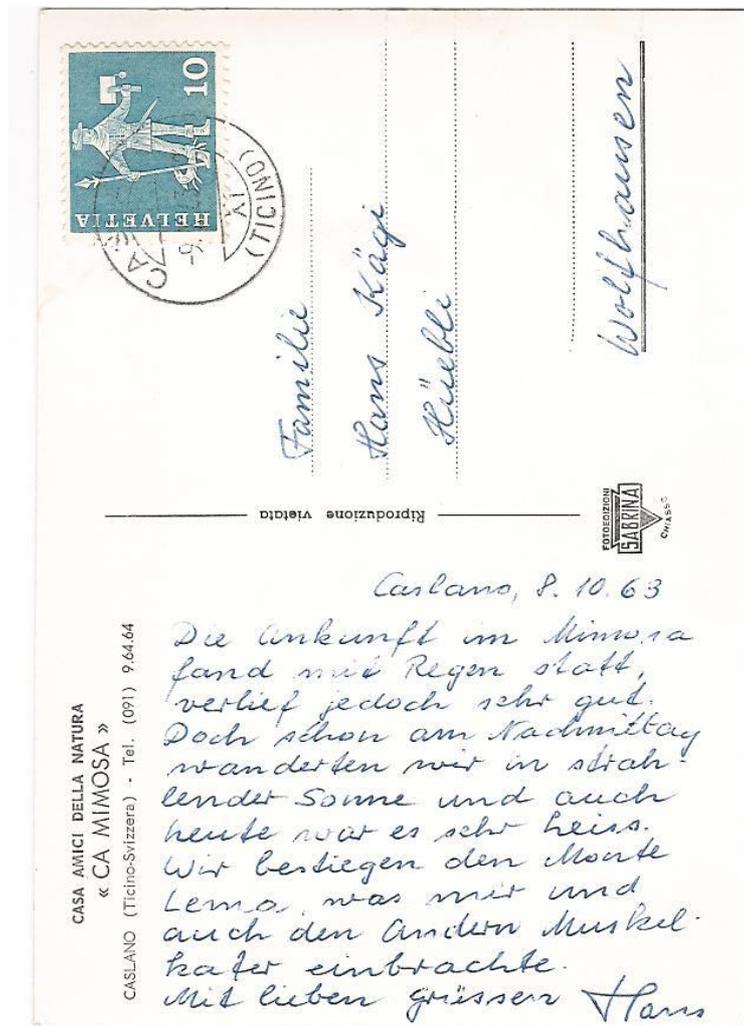
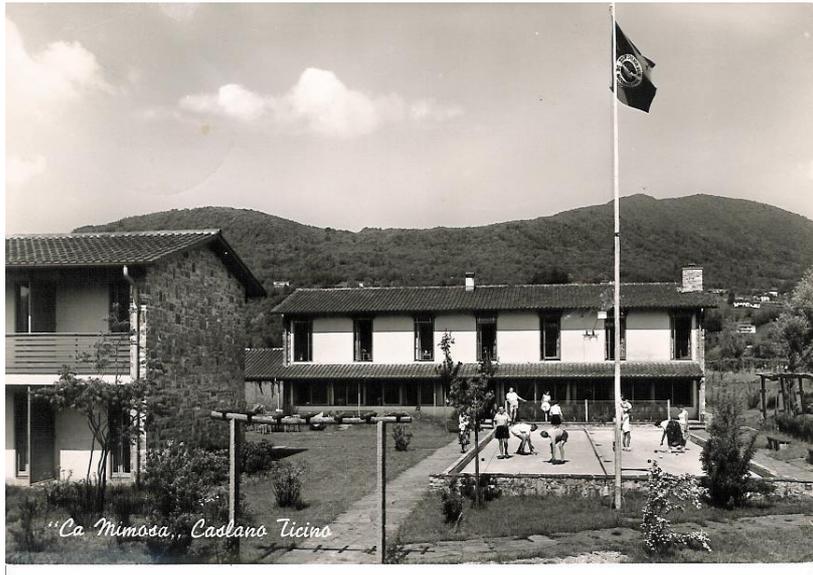
Während der Ausbildungszeit in der Lohnbuchhaltung kam es übrigens vereinzelt vor, dass Arbeiter oder Angestellte mich ansprachen um von mir mittels plumpen Fangfragen Aufschluss über das Salär einzelner Mitarbeiter zu erhalten. Solche Fragen beantwortete ich stets diplomatisch, indem ich behauptete, Zahlen einfach nicht im Kopf behalten zu können, obschon dies absolut nicht der Fall war.

Im Juli erfolgte dann der programmgemässe Übertritt in die Finanzbuchhaltung. Dort lernte ich insbesondere die anfallenden Geschäftsfälle auf einem modernen Buchungsautomaten zu erfassen und zu verbuchen. Aber auch andere buchhalterische Kontroll- und Abstimmarbeiten waren zu erledigen, Tätigkeiten die ich gerne ausführte und die zudem die Möglichkeit boten, den Schulstoff eines meiner Lieblingsfächer – eben Buchhaltung – praktisch anzuwenden.

Nebst den vielen Erlebnissen und Erfahrungen hat mich in dieser Abteilung eine Person ganz besonders beeindruckt: Herr Litschig, der Bürochef, der auf seiner elektrischen Rechenmaschine Additionen und Subtraktionen nicht nur ohne ein einziges Mal auf die Tastatur zu blicken durchführte, sondern dies auch noch mit atemberaubender Geschwindigkeit. Ich war mir sicher, dass eine solche Fertigkeit einen Zusammenhang haben musste mit seiner Freizeitbeschäftigung. Litschig spielte nämlich in einem Orchester die erste Geige.

Mit drei Monaten in der Lohn- und neun Monaten in der Finanzbuchhaltung war ich also ein ganzes Jahr im Bereich Rechnungswesen untergebracht, der von einem Herrn Gantenbein geleitet wurde. Dessen Name übte auf mich eine besondere Faszination aus, da ich ihn in Verbindung brachte mit Max Frischs Roman „Mein Name sei Gantenbein“, den ich kurz zuvor gelesen und der mich begeistert hatte.

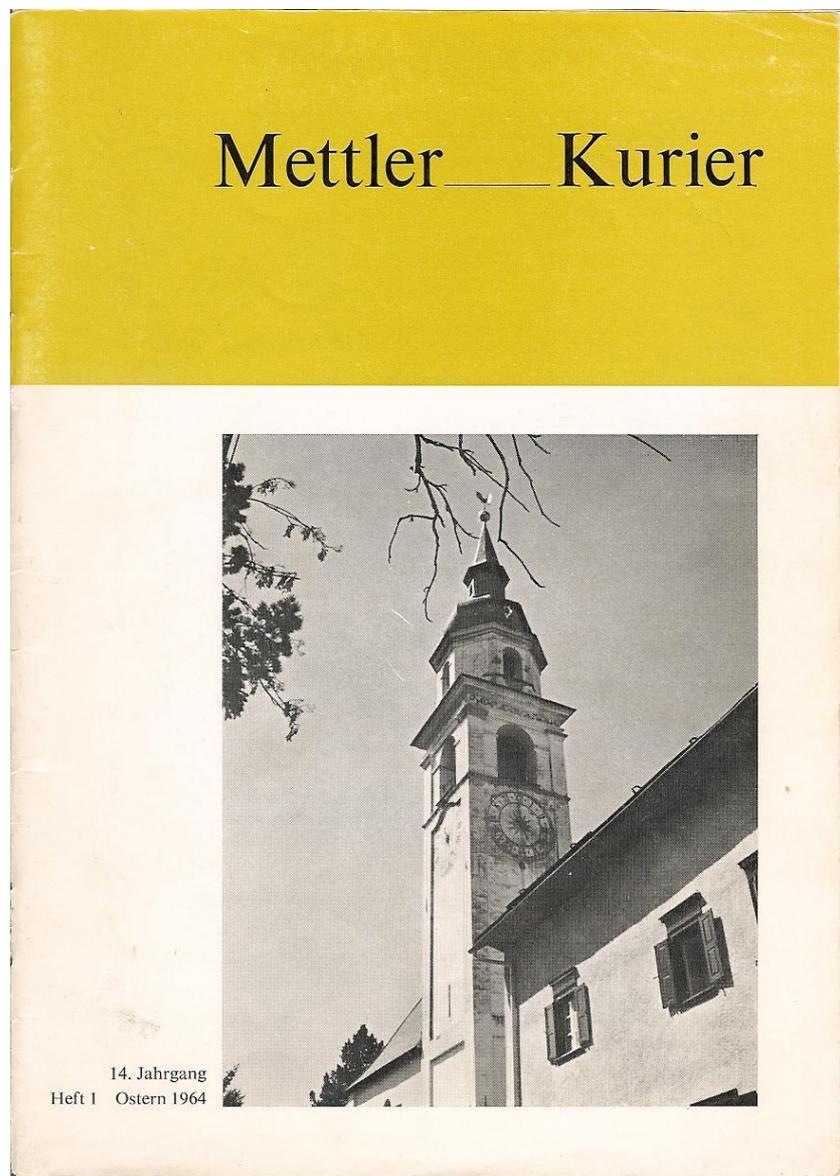
Mitten in diesem zweiten Lehrjahr fand für die Mettler-Lehrlinge ein Wanderlager statt, das uns für die Woche vom 7. bis 12. Oktober in den Tessin führte und zwar nach Caslano, ein Dörflein in der Nähe von Ponte Tresa. Dieses Lager war obligatorisch, wurde andererseits aber auch vollumfänglich vom Arbeitgeber berappt. Wie der damalige Personalchef der Mettler-Betriebe, Dr. A. Brunner, seinerzeit in der Personalzeitschrift ausführte, bestand der Zweck dieses Lagers „nicht nur in der Förderung der Gesundheit durch sportliche Betätigung im Freien, sondern ebenso sehr darin, dass sich der Einzelne während längerer Zeit vollständig in eine grössere Gemeinschaft einordnen lerne.“ Und im gleichen Artikel meinte er, dass „wenn es dabei gelänge, den einen oder andern dem Erlebnis der Natur näherzubringen, in ihm Interesse und Freude an der Natur und die Geduld und Ausdauer zu ihrer Beobachtung zu wecken oder zu fördern, so wäre der Zweck im wesentlichsten wohl erfüllt.“ Dr. Brunner war offensichtlich eine jener Führungskräfte, die erkannt haben, dass Natur und Gemeinschaft für den Menschen die eigentlichen Spender von Energien und Lebensfreude sind.



Mein Kartengruss von unserer Unterkunft in der Feriensiedlung „Ca Mimosa“ in Caslano

## Skiwochenende im Piz Sol

Im Februar 1964 durften alle Mettler-Lehrlinge freiwillig an einem Skiwochenende teilnehmen das in der Region des Piz Sol bei Sargans SG durchgeführt wurde. Kurz danach verfasste ich einen Erlebnisbericht in Versform und ergänzte ihn mit einigen Fotos, die mir einer der Teilnehmer zur Verfügung stellte. Mein Bericht wurde an den darauf folgenden Ostern in der Hauszeitschrift, dem „Mettler-Kurier“, publiziert. Hier die Abbildung der Originalversion.





## Ski-Tour Piz Sol

Samstag 15.  
und Sonntag  
16. Februar 1964

Beste Aussicht(en)

In den frühen Morgenstunden  
an einem Samstag im Februar  
frei von Sorgen, ungebunden,  
wohlgelaunt, das ist ja klar,  
fährt ein Dutzend und zwei Idol,  
dem Ziel entgegen, dem Piz Sol.

Der Aufstieg wäre ein Marathon-Lauf,  
die Seilbahn trägt uns ja auch hinauf.  
Wir schweben sanft und dennoch schnell  
hinauf ins Restaurant «Pardiel»,  
wo wir unsre Säcke deponieren,  
um noch ein wenig zu marschieren.

Mit Fellen steigen wir und Schweiss  
dem Skilift nach, es ist ein Steiss.  
Der Föhnsturm setzt jetzt auch noch ein,  
doch herrlich ist der Sonnenschein.  
Die einen steigen hoch hinauf,  
die andern geben früher auf.

Der Hang ist steil (für unserein)  
zudem der Sturm, das ist gemein;  
und einer, der wollte im Tiefschnee kurven,  
hat plötzlich aus seinem Loch gerufen:  
«Jetzt lass ich laufen, mir ist's schnuppe,  
ich will jetzt meine Fleischbrüh-Suppe!»

Sie ist so steil wie die Schlucht von Tamina  
(die Abfahrt zur Hütte des SC Alpina).  
Der Schnee liegt tief, die Fahrkunst auch;  
als Bremse dienen Steissbein und Bauch.  
Gar mancher wird vom Tempo erschreckt,  
drauf hat er den Kopf in den Schnee gesteckt.

Und ohne zu wollen fällt einer um,  
er hängt nur am Stock (der ist jetzt krumm).  
Ein anderer ist bleich, denn er tut bängen,  
er äussert den Wunsch, am Baume zu hängen.  
Doch schlussendlich sind wir alle komplett,  
bei der Hütte angelangt, die so heimlig und nett.

Es flackert das Feuer in Ofen und Herde,  
damit es ein wenig wärmer werde,  
und schon beginnen die Lieder zu klingen,  
ein gemütlicher Abend soll nun beginnen.  
Ein Radio, ein Grammo? Das brauchen wir nicht,  
dafür ein düsteres Petroleum-Licht.



Letzter Schrei! Der Stil des Ei



Gleich tritt die Textilbremse in Funktion



Schadenfreude ist  
die ehrlichste Freude

Und als Spende der Leiter ein Velo-Schlauch,  
den man schmilzt (Fondu nennt man es auch).  
Aber Spass beiseite, es schmeckte gut,  
nur nicht zuviel, denn das gibt Glut.  
Schon einige durstige Kehlen schrein:  
«Wir haben Durst, bringt her den Wein!»

Und jeder hat ein Hüetel auf,  
(einige sogar eine bemalte Fratze),  
man spürt der Ideen freien Lauf;  
ein Clown-Hut, ein Turban, dort eine Glatze.  
Bis in den Morgen wird so zusammengehockt,  
und noch manche Flasche freigiebig entkorkt.

Bevor wir noch schlafen, hustet einer ins Stroh.  
«Das ist mir noch nie passiert», sagt er, und floh.  
Die einen schliefen (ich schlief nicht);  
war's vielleicht vom Fondu, vom Wein oder Gicht?  
Eine Bierstimme ruft am Morgen voll Wonne:  
«Oh, welch blauer Himmel, welch grelle Sonne!»

Die einen helfen mit beim Kochen,  
andere mehr die Piste verlochen.  
So endet der Morgen, und munter  
fahren alle gesund nach Vilters hinunter.  
Den Abschlusstrunk, den jeder will,  
geniessen wir in Rapperswil.

Mit diesen Zeilen möchte ich  
im Namen aller Stiften,  
den wärmsten Dank  
und ein Ski-Heil,  
an unsre Leiter richten.

*hakä*, Stift



Im Trainer spurt er seine Laufbahn

Mit „er“ ist Herr Städeli gemeint, der Ausbildungschef für die praktischen Lehrberufe.  
(Anmerkung: Für diesen Bericht hatte ich mir das Kürzel „hakä“ zugelegt.)

## Aushilfe beim FC Mettler

Irgendwann im zweiten oder dritten Lehrjahr wurde ich von einem Spieler des betriebseigenen Fussballclubs kurzfristig angefragt, ob ich am übernächsten Abend – ein Freitag – Zeit und Lust hätte einzuspringen, da man in Not sei. Infolge Abwesenheit beziehungsweise Erkrankung zweier Mannschaftskollegen hätte man den Match mit nur 10 Spielern austragen müssen. Der FC Mettler bestand beinahe ausschliesslich aus Mitarbeitern der Abteilung Einkauf und nahm nicht an den Firmenmeisterschaften teil; man trug nur Freundschaftsspiele aus. An jenem Freitag-Abend spielte man auf dem „Frohberg“ in Stäfa gegen die Mannschaft einer Metallwaren-Firma aus Wädenswil – ich glaube sie hiess MEWA. Eigentlich wurden aus Prinzipgründen keine Lehrlinge in die Mannschaft aufgenommen und es war, wie man betonte, eine absolute Ausnahme infolge Notsituation. Und so kam ich zu meinem Debüt. Sportlich und konditionell war ein solcher Einsatz für mich kein Problem, da ich bis zum Beginn der Lehre während etwa zwei Jahren beim FC Hinwil als C- und zuletzt als B-Junior tschuttete. Um immer spielen zu dürfen pedalte ich, meist zusammen mit zwei Kollegen, einmal die Woche nach Hinwil zum Training und an den Wochenenden zur Besammlung vor den Heim- oder Auswärtsspielen. Für diese Fahrten war immerhin eine Stunde einzusetzen, und fehlen durfte oder wollte man auch bei Regen, Wind und Kälte nicht.

Bei diesem ersten Einsatz beim FC Mettler gelang mir etwas Erstaunliches: mit zwei wunderschönen Goals verhalf ich unserer Mannschaft zum Sieg. Diese Tore brachten mir nicht nur den Übernamen „Pelé“ ein, sondern einige Wochen später auch noch eine Einladung zu einem Auswärtsspiel, welches uns für ein Wochenende in den Tessin führte. Mit Privatautos fuhr die Mannschaft an einem Samstag über den Gotthardpass und dann in einen „Chrachen“ irgendwo in der Umgebung von Mendrisio. Die Firma, von der wir zum Freundschaftsspiel eingeladen waren, stellte übrigens – wenn ich mich noch richtig erinnere – die sehr bekannten „riri“-Reissverschlüsse her. Als wir in jenes Dorf einfuhren, waren

Strassen und Häuser beflaggt. Da musste – so nahmen wir an – ein Dorffest im Gange sein. Nachdem unsere „Fahrzeugflotte“ parkiert war, wurden wir von einer Persönlichkeit – dem Gemeindepräsidenten oder so – empfangen und zu einer kurzen Dorfbesichtigung eingeladen. Bald einmal stellte sich heraus, dass nicht ein Dorffest der Grund für die vielen Fahnen war, sondern unsere Ankunft und Anwesenheit. An einigen Stellen im Dorf hatte man gar kleine Plakate angebracht die auf unser Spiel aufmerksam machten. Im Schulhaus stürzten wir uns alsbald in die Tenues und verschoben uns danach auf das am Dorfrande gelegene Fussballfeld – es hätte gerade so gut ein Acker sein können, eine Spielfläche wie sie bei unteren Ligen zu jener Zeit üblich waren. Normalerweise hielten wir unsere Freundschaftsspiele praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit ab, an jenem Nachmittag hingegen säumten gut zwei Dutzend Leute den Spielfeldrand, unter anderen – was mich sehr motivierte – einige junge Dorfschönheiten. Und auch Otto Günter, der den FC Mettler nach Möglichkeit überall hin begleitete, war als Zaungast dabei und spornte unsere Mannschaft in der Manier eines Coach's an. Ob wir siegten oder verloren weiss ich nicht mehr – es war ja auch egal. Wichtig war doch letztlich, wie gesellig der Abend wurde. Diesen verbrachten wir mit Essen und Trinken ala Ticinese mit der gegnerischen Mannschaft unter freiem Himmel auf der Terrasse eines Grotto. Und geschlafen wurde in einem Motel, eine Einrichtung die ich nicht mal vom hören Sagen her kannte.

An ein weiteres Auswärtsspiel, zu dem ich die FC-Mannen begleiten durfte, mag ich mich ebenfalls noch erinnern. Wir waren von einer Firma die "technische", also künstliche Edelsteine herstellte nach Lyss bei Biel eingeladen. Das freundschaftliche Spiel fand, wie schon im Tessin, am Samstag-Nachmittag statt. Am Abend wurden wir dann in einem für meine Begriffe noblen Restaurant direkt am Wasser des Bielersees verwöhnt. Danach war ein Riesengaudi bis spät in die Nacht hinein, und nach Mitternacht verlegte sich das Gelage gar noch in ein privates Jagdhaus irgendwo im Wald draussen. Am Sonntag nach dem Frühstück waren wir auch noch im Privathaus von Firmenbesitzer Jost eingeladen. Seine

kreisrunde, schneeweisse Villa stand auf dem Buckel einer Jura-Anhöhe; ein Prunkstück, wie ich es mir zuvor nicht hätte vorstellen können. Herr Jost erklärte uns, dass der frühere Besitzer dieses Hauses ein Künstler gewesen sei. Nicht schlecht staunte ich auch, als ich mich einem Grüppchen anschloss, das interessiert war den privaten Weinkeller zu besichtigen: hunderte Flaschen edler Weine lagerten da bis unter die Decke des hohen Raumes aufgetürmt. Es war schon beeindruckend, bei einem solch' reichen Erdenbürger Gast zu sein.

Ich betrachtete meine Einsätze beim FC Mettler als grosse Ehre aber auch Vertrauensbeweis, da ich als Lehrling insbesondere beim gemütlichen Teil, das eine oder andere mitbekam, das nicht für die Allgemeinheit bestimmt war. Verständlicherweise war ich ein bisschen Stolz, mich bei der Mannschaft, in der immerhin meine Vorgesetzten mitspielten, integriert fühlen zu dürfen.



#### **Die Herren des FC Mettler**

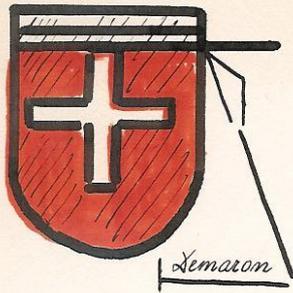
Stehend, von links: Grütter, Thierstein „der Zweite“, die Namen der nächsten beiden weiss ich nicht mehr, dann (mit Sonnenbrille) Thierstein „der Erste“ (Leiter Einkauf), Stift Hans Kägi, Rathgeb und Keller.

Kniend: Pandiani, Torhüter Eimer und Menet (Lehrlingschef und Prokurist)

## Militärische Aushebung

Eine Woche vor meinem 19. Geburtstag musste ich mich, zusammen mit den gleichaltrigen Burschen, der obligaten militärischen Eignungsprüfung stellen. Diese fand auf dem Gelände des Wetziker Schulhauses „Guldisloo“ statt. Dabei ging es darum, die sportliche Leistungsfähigkeit zu messen und daraufhin, unter Berücksichtigung der Ergebnisse, umgehend die Zuteilung zur Waffengattung vorzunehmen. Ich wog an jenem Tag 70 Kilogramm bei einer Körperlänge von 175 Zentimeter. Da ich von meiner früheren ausgezeichneten Kondition im Laufe der Lehre offenbar nicht allzu viel eingebüsst hatte, war es denn auch nicht verwunderlich, dass ich an diesem Aushebungstag in allen Disziplinen die Maximalnote Eins erreichte. Aufgrund dieses Resultats wäre es eigentlich nahe liegend gewesen, dass man mich einer physisch anspruchsvollen Truppe, zum Beispiel den Grenadieren, zugeteilt hätte. Schon Monate – wenn nicht Jahre – vor dieser Stellungspflicht hatte mir mein Vater aber wiederholt geraten, wenn immer möglich zu schauen, dass ich der Fliegerabwehr zugeteilt würde, da dies eine Truppengattung sei, die es etwas bequemer hätte als beispielsweise die Füsiliere, denn diese müssten nicht nur endlos lange Märsche absolvieren sondern auch noch schwere Ausrüstung mitschleppen.

Als es dann so weit war, dass ich dem Aushebungsoffizier gegenüber stand und dieser mich fragte, ob ich einen Zuteilungswunsch hätte, da äusserte ich diesen keck. Da ich davon ausging, dass mein Wunsch wohl kaum berücksichtigt werden würde, war ich völlig perplex als der Oberst Demaron meinte: „Sie tragen heute einen solch schönen grünen Kittel, dass ich Ihren Wunsch erfüllen will. Und Sie erhalten von mir zudem einen 'A-Vorschlag', der Sie befähigt eine Offizierskarriere zu durchlaufen. Genau davon träumte ich ja; das war mein heimlicher Wunsch. Mit den Fotos, welche die Stellungspflichtigen Tage darauf nach Hause geschickt erhielten, hatte ich seinerzeit ein Dokument gestaltet, das – nicht mehr ganz vollständig – nachfolgend abgebildet ist.



# Aushebung

23. Juli 1964

„Sie erhalten Befehl, sich  
zur Aushebung

zu stellen



in Welzikon (Guldilooschulhaus)

Zeit: 7.30 Uhr

Kreiskommando Welzikon





4

## II. Ergebnisse der Turnprüfung

Jahr 19 <u>64</u>				Für die Expertenkommission:	
Klettern 	Weitsprung 	Weltwurf 	Schnelllauf 	<i>Riedmann</i>	
Jahr 19 .....				Für die Expertenkommission:	
Klettern 	Weitsprung 	Weltwurf 	Schnelllauf 		

## III. Sanitarische Untersuchungen

### 1. Befund bei der Aushebung

Aush.-Zone und Aush.-Kreis ..... **V/28 a** ..... 380

Körperlänge ..... 175 cm ..... Sehschärfe  
 unkor. r. 0.15 l. 0.15

Brustumfang ..... 92 cm ..... evtl. kor. r. 1.25 l. 1.25

Oberarm ..... 27 cm ..... Hörschärfe  
 Gewicht ..... 70 kg ..... r. 6 l. 6

Rg.-Durchleuchtung (Befund nach Schlüssel) ..... **neg.**

Krankheiten oder Gebrechen: **Ziff. 250/55**

Brillenträger ..... dext. ..... sin. ....

sph.	-2.0	-2.25
zyl.	-0.75	-0.75

Verfügung der san. Untersuchungskommission:  
**Diensttauglich**

Wetzikon, den **23. Juli 1964**

Stempel und Unterschrift des Vorsitzenden:

U. C. R.  
 Aushebungszone V  
 Der Vorsitzende:

*Lehuster Major*

Eintrag im Dienstbüchlein



## **Eine strapaziöse Velotour**

Ich möchte hier noch über ein besonderes Erlebnis berichten, das in die Hübli-Zeit fällt: über die sicherlich längste Zweitages-Velotour meines Lebens. Es war Mitte einer Spätsommerwoche, als Walti Schönmann und ich am frühen Morgen mit unsern Stahleseln starteten. Über den Gepäckträger gehängt die Sachoche, die Margrit und ich zu jener Zeit zum Heftli-Vertragen benötigten. Darin verstaut hatte mir meine Mutter eine minimale Kleiderausrüstung, einen Regenschutz und etwas Proviant. Und auch ein kleines Nötli und ein paar Fränkli gehörten zu meiner Ausrüstung. Für diese Reise hatte mir Mami – wie schon seinerzeit für unsere Sonntagstour an den Glarner Obersee – ihr Dreigang-Velo geliehen, da mein Göppel, der ja eigentlich Papi gehörte, über nur einen einzigen Gang verfügte und dieser zudem noch klein übersetzt war.

Unser erster Tag führte uns via Rüti, Uznach und Ziegelbrücke entlang dem Wallensee nach Sargans und danach Richtung Fürstentum Liechtenstein. Etappenziel war Vaduz, wo wir am späteren Nachmittag die dortige Jugendherberge aufsuchten. Gleich beim Einschreiben erkundigten wir uns nach den Kosten für die bevorstehende Logiernacht und mussten ernüchternd feststellen, dass uns nach deren Begleichung nur noch wenig Geld übrig bleiben würde. Da waren wir erfreut, als uns die Chefin der Herberge Apfelwähe anbot. Sie sei übrig geblieben, meinte sie, und man müsse sie sonst fortwerfen. Gerne nahmen wir dieses freundliche Angebot an. Der Geschmack dieser Fruchtwähe war allerdings alles andere als vorzüglich. Sie war nicht nur kalt sondern man merkte, dass sie schon etwas alt war, wahrscheinlich vom Vortag. Aber was sollte es: „Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul“ versuchten meine Eltern uns stets beizubringen. Und schliesslich durften wir froh sein, damit kostenlos zu einem Nachtessen gekommen zu sein.

Am nächsten Morgen verliessen wir die Jugendherberge zu früher Stunde in

nördlicher Richtung, das Rheintal hinauf mit Zwischenziel Bodensee. Ausser einigen ekligen Windböen kamen wir flott vorwärts und waren glücklich, als wir am späteren Vormittag den Bodensee erblickten. In Rorschach dann gab's einen kurzen Verpflegungshalt. Bei dieser Gelegenheit liessen wir es uns nicht nehmen, im Hafengebiet ein oder zwei Fötelis mit meiner 5-Franken-Kamera zu schiessen. Danach ging die Fahrt noch ein Stück weiter dem Bodensee entlang und dann bei Arbon weiter in Richtung Amriswil, Weinfelden, Frauenfeld.

Auf den unendlich langen Strecken im Kanton Thurgau geschah dann das, was sich unheilvoll anbahnte: starker Wind setzte ein und kurz darauf begann es zu regnen. Wir streiften unsere Pelerinen über und zogen sie über den Lenker. Nach vorne bot sie einen recht guten Schutz für Kopf, Oberkörper und Hände – Gesicht, Knie und Beine waren aber voll dem Regen ausgesetzt. Das spielte allerdings keine Rolle, da wir ohnehin mit kurzen Hosen ausgerüstet und barfuss unterwegs waren. Unsere Schuhe führten wir in der Gepäcktasche mit. Schlimmer war, dass wir seitlich vor dem Nass nicht geschützt waren. Und der Regenschutz hatte auch einen Nachteil: er verursachte zusätzlichen Luftwiderstand und führte wegen des inzwischen kräftiger gewordenen Windes zu einem hohen Kräfteverlust. So kamen denn immer mehr Zweifel auf, ob wir den Weg bis nach Hause überhaupt schaffen würden.

Glücklicherweise liessen der Wind – und nach einer Weile auch der Regen – nach und hörten vor unserem Eintreffen in der Region Winterthur ganz auf. Durchnässt und ziemlich entkräftet nahmen wir die letzte Strecke in Angriff, die uns via Kempttal, Wetzikon und Dürnten nach Hause führte.

Immer wenn ich an diese Velotour zurück denke, so scheint mir beinahe unmöglich, dass wir uns diese überhaupt zugetraut, und dass wir sie heil überstanden haben. Radstreifen gab es kaum, dafür hatte es nur sehr, sehr wenig Verkehr.



Unsere Velotour (blau markiert).  
Blauer Punkt = Start und Endziel Wolfhausen. (Gestrichelt: evtl. führen wir via Märwil und Aadorf).



Im Hafen von Rorschach.  
Mit Unterleibchen, kurzer Hose und barfuss.  
(Ein Foto von Walti habe ich leider nicht)

## Die Geldfeile

Im Dezember 1964 nahm ich an einem Schreibwettbewerb teil, der von der Schweizerischen Bankgesellschaft SBG – die nachmalige UBS – öffentlich ausgeschrieben worden war. Der Titel zum Thema Geld war frei wählbar. In meinem Aufsatz machte ich einige Gedanken zur Geldentwertung und deren Folgen für das kleinste unserer Geldstücke, den Einröppler. So liess ich denn eine solche Münze reden und sie ihre Gedanken und Sorgen äussern. Für die eingereichte Arbeit erhielt ich zwar keinen Spitzenpreis aber immerhin einen schön gestalteten Büchergutschein über zehn Franken.

### Die Geldfeile

(Gedanken eines Einröplers um seine Zukunft)

Jemand hat mir vorgeworfen, meine Kaufkraft habe den kritischen Punkt erreicht, der es erlaubte, mich aus dem Verkehr zu ziehen. Die Fortsetzung meiner langjährigen Existenz wird also umstritten, nicht offiziell, aber die Meinung einiger Spekulanten lässt mich es wissen. Lächerlich, aber ich habe es mit eigenen Ohren gehört.

Tatsächlich leidet meine Begehrtheit unter dem Einfluss einer aufgepeitschten Konjunktur. Gewiss treibt mich die schleichende Inflation an den Rand meiner fragwürdigen Existenz. Aber was helfen mir die Gedanken, die mein eisernes Gehirn produziert; was hilft mir mein Geist, wenn mir die Handlungsfähigkeit fehlt?

Man hat mich, ich kann es nicht verschweigen, bereits zweimal abgewiesen, einmal am Kiosk nahe der Bahnhofstrasse, ein andermal in einem öffentlichen Verkehrsmittel. Der Mensch hat sich das Recht genommen, mir das Kreuz seines Vaterlandes auf den Rücken zu prägen, und mich in die Gemeinschaft der Landesmünzen aufzunehmen. Aber hat er auch das Recht, mich zu verachten? Gewiss ist ihm freigestellt, dies zu tun, aber weiss er, dass er dadurch den Schleier hebt, der meine schwarze Zukunft umhüllt?

Ich wurde also nicht entgegengenommen, sondern an die Kasse eines Milch- und Käseladens verwiesen, ob gesetzmässig zu Recht oder zu Unrecht spielt nun keine Rolle. Sollte nicht auch das kleinste Geldstück begehrt sein, begehrt wie seine grösseren Brüder?

Die Verachtung einiger "Kurzsichtiger" hat mich Bescheidenheit gelehrt. Ja, da schmiss mich jemand, es war vor einigen Wochen, auf die Erde. Lange blieb ich dort liegen, eh er mich aufhob, er, der kleine Junge in seiner kindlichen Unwissenheit und Bescheidenheit. Hätte er meinen Wert erkannt, ich läge noch jetzt dort. Seine Unwissenheit und Bescheidenheit haben mir geholfen, meine Depressionen zu verdrängen. Steckt aber nicht auch eine verborgene Klugheit dahinter? Klugheit deshalb, weil eine kleine Ueberlegung mich zum Vermögen machen kann. So unwahrscheinlich dies anmutet, so wahr ist es, was jener Mann berechnet hat:

Einen Rappen, anno Christi-Geburt der Verzinsung überlassen, brächte Tausende von Franken Zinsen ein. Dies scheint ein utopischer Gedanke zu sein, aber die Ueberlegung stimmt. <sup>Dennach</sup> Aber was hilft mir diese Theorie, man lächelt nur darüber. Ein anderer weiser Mann hat den Spruch geprägt: "Wer den Rappen nicht ehrt, ist des Frankens nicht wert.". Welches Gewissen bleibt bei der Auslegung dieser Worte noch rein? Aber ich bitte euch: Helft mit, diesen alten Spruch zu verteidigen, dann verhelft ihr mir wie auch euch zum Glück. Euch zum finanziellen und mir zu dem, das ich nötig habe, um am Leben zu bleiben. Eine Idee vom Glücksrappen ist sicher nicht aus der Luft gegriffen; viel Kleines gibt auch ein Grosses und viel Schwaches auch ein Starkes. Allerdings hält auch euer eifriges Sparen die Konjunktur nicht auf, die ihre vernichtenden Finger nach mir ausstreckt. Die Feile, die diese Finger halten, schabt an mir herum. Hackt diese Finger ab! Entreisst ihnen die Feile, den sie ist meinem Herzen fühlbar nahe, ~~und~~ Sie erhält Befehl, von der Konjunktur, zu raspeln und zu schaben, denn diese sucht nach einem fortschrittlicheren Slogan: "Wer den Fünfer nicht ehrt, ist des Frankens nicht wert.". Fortschrittlicher? Gewiss nicht. Aber ihre Ohren hörten es lieber, und sie feilt un-aufhörlich. Wie lange noch?

Dezember 64

Hans Kägi  
Kiebli  
8633 Wolfhausen

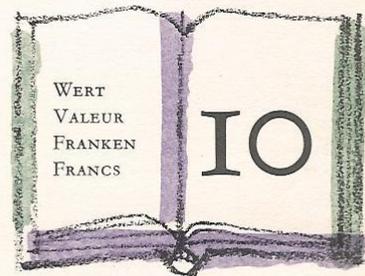


SCHWEIZERISCHER BUCHHÄNDLER- UND VERLEGER-VEREIN  
SOCIÉTÉ DES LIBRAIRES ET ÉDITEURS DE LA SUISSE ROMANDE

SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT  
UNION DE BANQUES SUISSES

## SCHWEIZER BÜCHER-BON BON SUISSE DU LIVRE

DIESER BON IST IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN DER SCHWEIZ EINLÖSBAR  
CE BON PEUT ÊTRE ÉCHANGÉ DANS N'IMPORTE QUELLE LIBRAIRIE DE SUISSE  
(MITGLIEDER SBVV - MEMBRES SLESR)



AUSGESTELLT DURCH DIE BUCHHANDLUNG  
DÉLIVRÉ PAR LA LIBRAIRIE  
**HELBING & LICHTENHANN**  
Freiestrasse 40  
4001 BASEL I

EINGELÖST BEI DER BUCHHANDLUNG  
ÉCHANGÉ AUPRÈS DE LA LIBRAIRIE

NUMMER  
NUMÉRO

**001264**

Den vom berühmten Grafiker und Künstler Celestino Piatti wunderschön gestalteten Büchergutschein besitze ich heute noch.

## Mit dem Götti im Engadin

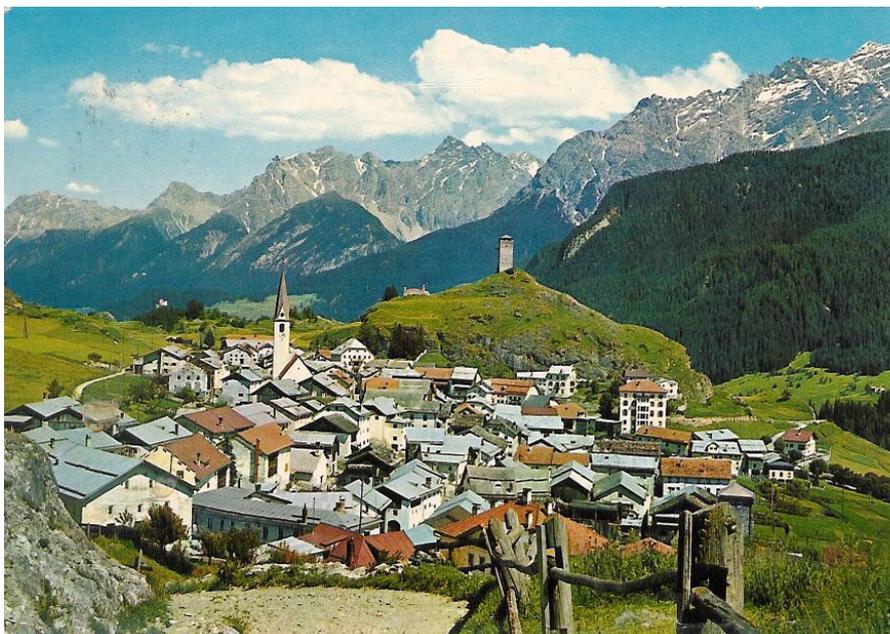
Erlebnisreiche Tage bescherte mir mein Götti, als er mich 1964 einlud die Sommerferien mit seiner Familie im Unterengadin zu verbringen. Mit der Bahn ging's an einem Samstag anfangs August nach Ardez, wo wir im Parterre des Hauses einer Familie Huder-Schlegel eine Ferienwohnung bezogen. Bereits am späteren Nachmittag des Ankunftstages „bestiegen“ Walti, Gerry und ich einen am Dorfrand liegenden Hügel, auf dem eine turmförmige Ruine thronte. Kaum oben angekommen spürte ich ein eigenartiges Gefühl auf meinen Lippen – und schon flossen rote Tropfen über meinen Mund. Ich erschrak – hatte Nasenbluten, etwas das ich nur vom Hörensagen kannte. War's von der kleinen Anstrengung, die der Aufstieg auf den Hügel gefordert hatte? Oder war's vom Höhenunterschied zwischen meinem Wohnort und dem Engadin? Ich konnte mir die Ursache nicht erklären, hoffte nur, dass dies kein schlechtes Omen für meine Ferien sein möge.

Schon am nächsten Tag, dem Sonntag, lernten wir zwei junge Bündnerinnen kennen: Rösli und Maria. Rösli war nur übers Wochenende in Ardez; die Woche über arbeitete sie als Kassierin irgendwo in einem Laden in Chur, Thusis oder so. Maria war Kindergärtnerin im dorfeigenen Kindergarten. Sie wohnte noch bei ihren Eltern in einem grossen stolzen Bündnerhaus direkt an der Hauptstrasse in Ardez; man nannte es das „Adam und Eva-Haus“. Die rechte Hälfte der Hauptfassade war geschmückt mit einer prächtigen Malerei die unsere biblischen Ureltern im Paradies darstellte. Breite Rundbogen über den beiden grosszügigen Eingängen, ein doppelstöckiger Erker sowie Verzierungen rund um die eher kleinen Fenster unterstrichen den faszinierenden Baustil dieses stattlichen Gebäudes. Mit Maria, der Bewohnerin dieses markanten Hauses also, und mit Rösli, mit diesen beiden fröhlichen und hübschen Fräuleins, verbrachten wir einen kurzweiligen Sonntag. Leider musste Rösli bereits am Abend wieder ins Unterland reisen und so verabschiedeten wir sie gemeinsam am Bahnhof. Maria besuchten wir, auf ihre Einladung hin, am darauf folgenden Montag an ihrem Arbeitsort im Kindergarten.

An einem der folgenden Tage war ein Ausflug angesagt, eine Rundreise mit dem gelben Postauto der PTT. Gestartet wurde bei der Post Ardez. Die Vier-Pässe-drei-Länder-Fahrt führte über den Ofenpass, den Umbrail, das Stilfserjoch und den Reschenpass, wieder zurück nach Ardez. Eine sehr beschauliche Reise, die mich in mir fremde Regionen führte und nachhaltige Eindrücke hinterliess. So begann es beispielsweise während der Fahrt zur Passhöhe des Stilfserjoches äusserst heftig zu schneien. Als wir nach dem Verzehr eines kleinen Suppen-Zmittags das Restaurant auf der Passhöhe verliessen, da waren die Autos der Ausflügler derart eingeschneit, dass diese Mühe hatten ihr Gefährt unter der Schneedecke ausfindig zu machen. Da waren wir denn froh, im Postauto Platz nehmen zu dürfen. Doch schon nach wenigen hundert Metern Fahrt musste unser Fahrer anhalten. Ein kleines Schneebrett hatte die Strasse verschüttet. In der Gegenrichtung stand ein Sattelschlepper mit italienischen Kontrollschildern. Dessen Fahrer war bereits dabei mit einem Spaten die Strasse frei zu schaufeln. Mit diesem kleinen Gerät kam er mit seiner Arbeit allerdings nicht gut voran. Eiligst kramte unser Chauffeur zwei kurzstielige Schaufeln hervor, und nach etwa einer Viertelstunde war die Strasse wieder passierbar. An Zuschauern fehlte es bei diesem Ereignis nicht, denn zum Sattelschlepper hatte ein Reiscar aufgeschlossen, aus dem verdutzte Gesichter schauten. Einige der Passagiere waren ausgestiegen. Braun gebrannt waren sie, mit kurzen Hosen und kurzärmeligen Leibchen und mit Zoggeli oder Schlarpen an den Füssen. Sie waren auf der Heimfahrt vom heissen Badestrand an der Adria oder Riviera.

„Vati“, fragte der Walti vor dem Nachtesen „über welche Pässe sind wir heute eigentlich gefahren?“. „Ja, Vati, über welche?“ fragte auch der Gerry. – „Das kann ich euch schon sagen“ antwortete Götti Max. „Zuerst fuhren wir über den O..., den O..., den Ofenpass, dann über den Um..., den Um..., den Um..., den Umbrail und dann über das Stil..., das Stil..., das Stilfs..., das Stilfserjoch“ und zuletzt über den Re..., den Re..., den Reschenpass. „Gut, Vati, das hast du super gemacht“ beglückwünschten die beiden Buben ihren Vater. Diesem Gedächtnistest musste

sich Götti Max aber schon nach wenigen Minuten erneut unterziehen. Und wieder mühte er sich ab. Als die Buben dann vor dem Dessert von ihrem Vater nochmals die Namen der Pässe erfragten, da meinte dieser, dass sie dies nun selbst auch wissen müssten. Klar wussten die Buben die Namen; es ging ihnen doch nur darum, ihren stotternden „Vati“ wieder einmal zu foppen. So behaupteten sie, die Namen wirklich schon wieder vergessen zu haben. Der erste sei doch der Ofenpass, der zweite fange doch mit einem „U“ an und schon den dritten wüsste man gar nicht mehr. So holte der frohgemute Götti Max halt nochmals aus: „De erscht wü-wüssed ihr ja. De zweit isch de Um..., de Um..., de Umb..., de Umbrail und de dritt isch s Stil..., s Stil..., s Stilfs..., s Stilfs..., s Stilfs...“. Götti Max brachte den Namen einfach nicht mehr aus dem Mund. „s Stil..., s Stil..., s Stil..., Stil..., Stilfs..., Stilfs... – ... – Stelvio, ihr dumme Chaibe“, platze er plötzlich heraus. „Habt’s nämlich schon gewusst, wolltet mich nur auf den Arm nehmen. Wartet nur, ich werde es euch auch wieder mal heimzahlen“. „Nein, Vati, wirklich, wir haben’s wirklich nicht mehr gewusst, hatten es schon wieder vergessen“ wehrten sich die Buben. Eine erneute Bitte von Walti und Gerry beim Dessert hatte keinen Erfolg mehr, denn Götti Max meinte nun leicht verärgert: „Jetzt ch-chönd i-ihr m-mir aber de Bu..., de Bu..., de Buckel abe rutsche.“



Ardez. Im Hintergrund der Hügel mit der turmförmigen Ruine.



Karte von Ardez an meine Familie, datiert 07.08.1964



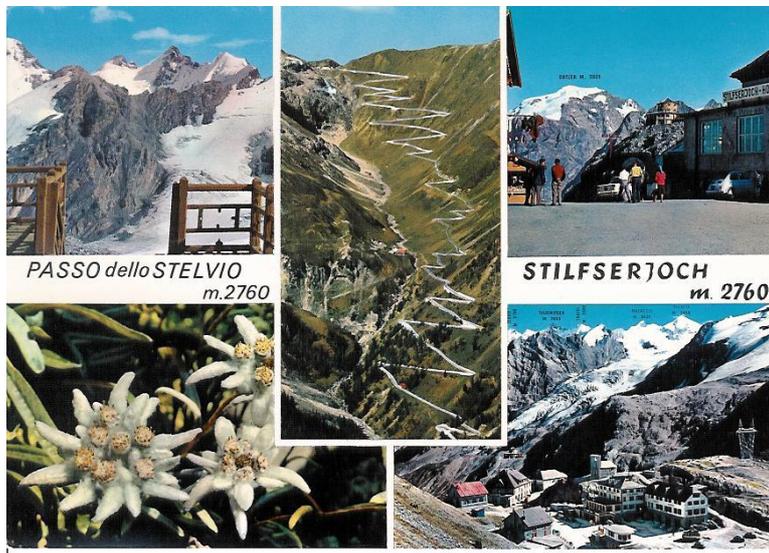
Das prächtige „Adam- und Eva-Haus“ in dem Maria wohnte.



Rösli (links) und Maria beim Bahnhof Ardez

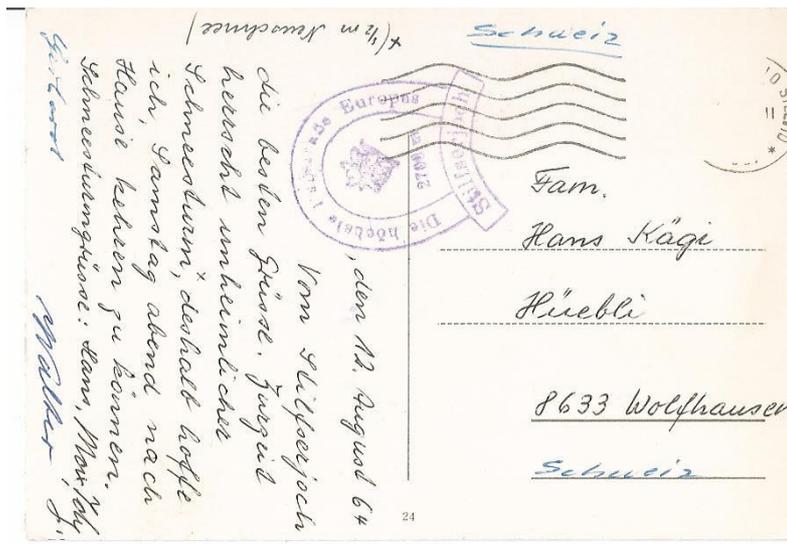


Walti (links) und Gerry am St. Moritzer-See



PASSO dello STELVIO  
m.2760

STILFSERJOCH  
m. 2760



Karte an meine Familie vom Stilfserjoch, datiert 12. August 1964

## Im „Verkauf Zürich“

Im April 1964 begann das dritte und damit letzte Jahr meiner Lehre. Gemäss Ausbildungsplan musste – und durfte – ich die erste Hälfte dieses Lehrjahres bei unseren beiden Verkaufsbüros in Zürich absolvieren. Parallel-Lehrtochter Ruth war während dieser Zeit der Dr. Rüst AG zugeteilt, die ihren Sitz in den Gebäuden unseres Betriebes in Stäfa hatte. Dieses Unternehmen stellte das wohl wichtigste Hightech-Produkt her, mit dem die Mettler-Waagen bestückt wurden: die „Strichplatte“. Strichplatten sind Glasplättchen, die in technisch hochentwickelten Verfahren mit mikroskopisch kleinen Skalen versehen werden. Sie ermöglichen – stark vergrössert und hinterleuchtet – das Ablesen des Gewichts des Wägegutes.

Bis etwa Ende August hatte man mich dem „Verkauf Schweiz“ zugeteilt, welcher sein Domizil am Pelikanplatz – gerade gegenüber dem Kaufmännischen Verein Zürich – hatte. Nebst einigen eher jüngeren Frauen bestand das kleine Team auch aus drei Herren, deren Art unterschiedlicher kaum hätte sein können. Da war einmal Herr Engesser, ein etwa 25-jähriger dynamischer Mann, der für meine dortige Ausbildung verantwortlich zeichnete und den ich nur schon deshalb in bester Erinnerung behalten habe, weil er mir zum Andenken an meine Zürcher Lehrzeit eine alte Apothekerwaage aus einer Eintauschaktion organisierte und gleich auch noch zu mir nach Hause bringen liess.

Ein weiterer Mann in diesem Verkaufsbüro war Herr Viscontini, ein 20-jähriger Student, Charmeur, Frauenschwarm und Sohn eines Professors. Herr Viscontini war temporär angestellt, um während der Semesterferien etwas Geld für sein Studium zu verdienen. Mit ihm haben vor allem die jüngeren Angestellten manch' erheiternde Episode erlebt, den François Viscontini sprühte nur so von Ideen und berichtete gerne über seine aussergewöhnlichen Abenteuer, die er im In- und Ausland erlebt hatte. François – übrigens der einzige Angestellte mit dem ich per Du sein konnte – erzählte uns beispielsweise, dass er mit seinem ersten Mettler-

Zahltag nicht nur fünf Paar robuste braune – und zwar haargenau gleiche – Schuhe gekauft habe, sondern auch noch zwei identische dunkelgrüne Lodenmäntel. Oder er verriet nach einem Wochenende, dass er am Samstag-Abend einer berühmten russischen Balletttänzerin, die im Opernhaus Zürich aufgetreten war, einen riesigen Rosenstraus in die Garderobe habe bringen lassen, worauf es zu einem Nachtessen mit ihr gekommen sei. Und er erzählte uns von seiner Eisenbahnreise in Russland zum Schwarzen Meer, die ihm ohne Fahrkarte – dafür gegen Bestechung mit Zigaretten und anderen westlichen Gütern – gelang. Mit solchen und anderen Geschichten unterhielt uns der interessante François Tag für Tag. Nach meinem Weggang von jenem Büro habe ich den Kontakt zu François Viscontini verloren; es könnte aber sein, dass es sich bei ihm um den inzwischen bekannten Zürcher Künstler gleichen Namens handelt.

Wieder ganz anders war Monsieur Rouge, der 40-jährige Buchhalter, den ich als etwas überspannt und rechthaberisch empfand. Mir und denen die er mochte gegenüber war Herr Rouge allerdings auffallend höflich bis galant, zu andern wiederum ziemlich forsch, ja teilweise rüde. So hatte insbesondere seine enge Mitarbeiterin Fräulein Liselotte Pfeiffer nichts zu Lachen, da er auf diese einen regelrechten „Tigg“ hatte. Dies manifestierte sich jeweils in verbalen Angriffen seinerseits mit anschliessendem Türeschletzen der Attackierten. Auch wenn Fräulein Pfeiffer nicht auf den Mund gefallen war und in ihrem an eine Halskrankheit erinnernden Schaffhauser-Dialekt stets zu kontern wusste – gegen den Herrn Rouge hatte sie, schon ihrer Unterstellung wegen, schlicht keine Chance. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als die Aversionen zu erdulden, denn zu kündigen sah sie keine Veranlassung. Fräulein Pfeiffer trug kurze schwarze „Chrusle“, war eher klein und wirkte deshalb leicht mollig. Vom Naturell her war sie eigentlich fröhlich und fast immer guter Laune. Ein Problem aber hielt sie nicht verborgen: Sie wünschte sich sehnlichst einen Freund. Und da erinnerte ich mich schnell einmal an den Lohnbuchhalter Bebi, der ja ebenfalls gerne eine Partnerin gehabt hätte. So erzählte ich denn dem Fräulein Pfeiffer von Herrn Bebi

und stellte, auf ihren dringenden Wunsch hin, eine telefonische Verknüpfung zwischen den beiden her.

Und siehe da – erfolgreich! Denn bald einmal wurde ich von Fräulein Pfeiffer gebeten, Herrn Bebi zu fragen, ob wir zu dritt mal mit seinem Schiffchen eine Ausfahrt auf dem Zürichsee machen könnten. Ich hatte ihr eben von Herrn Bebis eigenem Ruderboot erzählt, das im Hafen bei der Kapelle in Uerikon stationiert war. Gegen ein solches Vergnügen, dem ein gewisser abenteuerlicher Charakter nicht ganz abzusprechen war, hatte Paul Bebi nichts einzuwenden – ganz im Gegenteil. So fuhren Fräulein Pfeiffer und ich denn an einem Freitag-Abend nach Uerikon, wo wir ihren Umworbenen trafen und – mit dem Ziel Insel Ufenau – in See stachen. Auf mein Verlangen hin überliess Paul Bebi mir nach geraumer Zeit endlich die Ruder; schliesslich war ich ja nicht einfach als „Anstandsdame“ mitgegangen. Anfänglich etwas verlegene Gespräche zwischen den beiden versiegten nach einer Weile und plötzlich wurde es verdächtig ruhig um mich herum. Als ich mal etwas verstohlen zum Schiffsheck zurück blickte, da wurde auch ich ein wenig verlegen: Die beiden waren näher zusammen gerückt und hielten sich die Hand. Zu später Stunde und bereits im Dunkeln ruderte ich das frisch verliebte Paar, das mit Zärtlichkeiten nun weniger zurück hielt, wieder zurück in den Hafen von Uerikon. Ein gutes halbes Jahr später erhielt ich eine Karte aus Davos, mit der mir die beiden Erfolg für die Abschlussprüfungen wünschten und durchblicken liessen, dass das Glück bei ihnen definitiv zugeschlagen habe. Und eines Tages lag gar eine Hochzeitsanzeige von Lilo und Paul in meinem Briefkasten. Eigentlich hätte ich an diesem Anlass gerne teilgenommen, aber ich konnte mich ja nicht selbst einladen – und vielleicht gab's ja gar kein Fest. Danach habe ich nie mehr was von den beiden gehört.

Die kurze Zeit von Ende August bis etwa Ende Oktober verbrachte ich dann noch im „Verkauf Ausland“ an der Zürcher Gartenstrasse. Meine Aufgabe dort bestand vornehmlich darin, Exportpapiere zu tippen und solche persönlich von der

Handelskammer – welche im Gebäude der seinerzeitigen Börse domiziliert war – beglaubigen zu lassen. In Erinnerung sind mir einige jener morgendlichen Fahrten an den Arbeitsort geblieben: Seinerzeit verfügten einige Trams noch über eine offene Plattform, und die Billete löste man beim Kondukteur, der mit einer Bauchkasse im Tram zirkulierte. Da es am Paradeplatz, wo ich von Stadelhofen her kommend vom 2<sup>er</sup>- auf das 8<sup>er</sup>-Tram umsteigen musste, immer wieder passierte, dass dieses mir knapp vor der Nase weg fuhr, rannte ich jeweils quer über den Platz und sprang noch auf das Trittbrett auf. Einmal allerdings mit so viel Schwung, dass ich in den Füßen der auf der Plattform stehenden Passagiere auf den Knien landete. Ich entschuldigte mich. Statt der erwarteten bösen Reaktionen fragten mich die verdatterten Fahrgäste besorgt, ob ich mich verletzt hätte, was ich, trotz schmerzenden Knien und Handballen, selbstverständlich verneinte. Schliesslich hatte ich mich schon ausreichend blamiert.

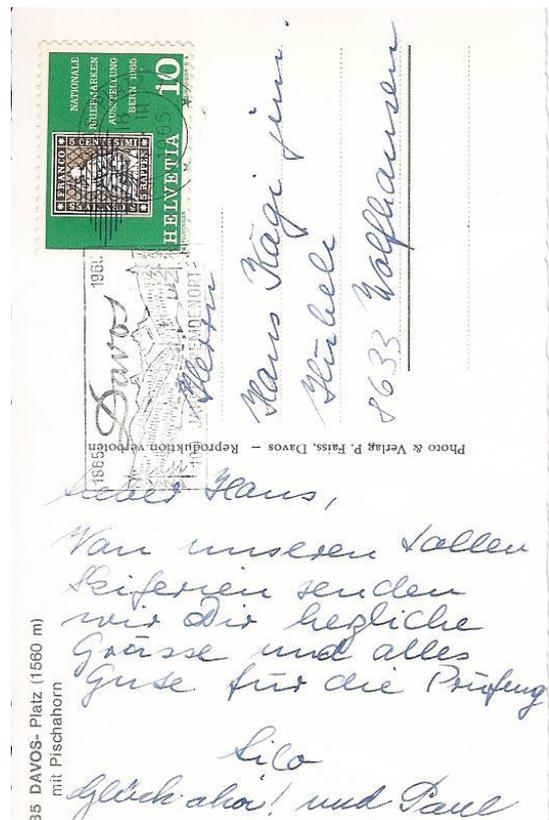
Für das letzte Semester der Lehre wollte man die Lehrtöchter und Lehrlinge wieder in Stäfa haben um eine optimale Prüfungsvorbereitung zu gewährleisten. Ich nützte diese Zeit, um mit dem einen oder anderen Klassenkollegen bei mir zuhause gemeinsam zu repetieren. Einer von ihnen war mein Banknachbar Hansruedi Ott aus Zollikon, der seine Lehre bei der Cerberus AG in Männedorf absolvierte und der mich mit seinem Ehrgeiz schon in den ersten Semestern förmlich angesteckt hatte. Ein anderer, Hansjörg Edelbauer, wohnte in Mönchaltorf und war Stift bei der Fritz Nauer & Co. in Stäfa. Obwohl ich mich in den einzelnen Fächern gut vorbereitete hatte, war ich vor jedem Prüfungsteil sehr nervös. An den Abenden vor den Prüfungstagen spazierte ich alleine in der Gegend herum und sandte vor dem Einschlafen Bitten zum Himmel, „Er“ möge mir beistehen; etwas das ich sonst nie tat. Aber jetzt war mir der Liebe Gott plötzlich recht und gut, denn ich wollte unter keinen Umständen durchfallen. Wollte weg kommen vom Image des miserablen Schülers, der ich während der Sekundarschulzeit war. Ich hoffte einfach, dass ich für meinen Willen und meinen Fleiss entschädigt und das Glück mir für einmal hold sein würde.



Kaffeepause im „Verkauf Schweiz“ an der Pelikanstrasse. Auch ich stehe an.  
(Foto: L. Pfeiffer 21.05.1965)



Geschenk zum Andenken an die Zeit im „Verkauf Schweiz“: Apotheke Waage (Hersteller: Sartorius, Göttingen).



Karte vom 17.03.1965 von Lilo Pfeiffer und Paul Bebie aus den Skiferien in Davos. Man wünscht mir Glück für die Prüfung, mit Anspielung („ahoi!) wohl auf die Schifffahrt.

## Abschied vom Hübli

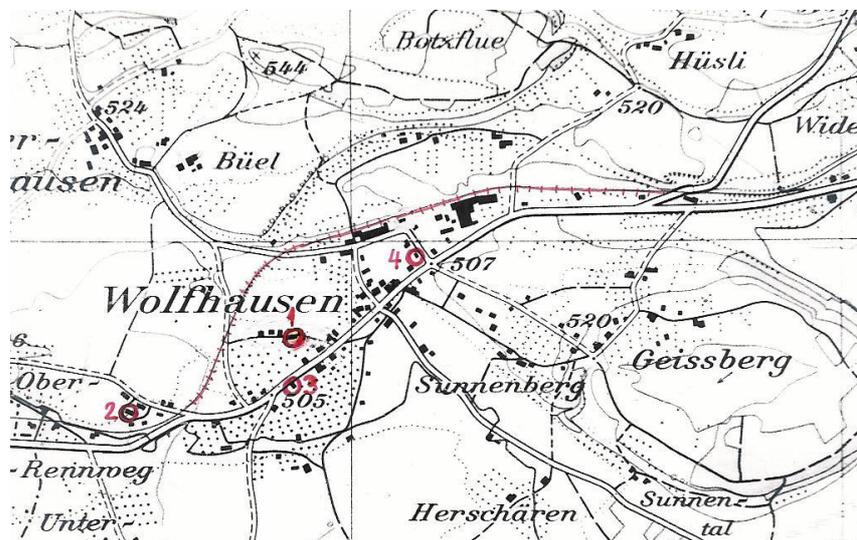
Irgendwann im Jahre 1964 erreichte uns die Hiobsbotschaft, dass geplant sei, das Alte Schulhaus abzureissen. Grund: die dicht an ihm vorbei führende Landstrasse müsse verbreitert werden und bei dieser Gelegenheit wolle man sie gleich auch etwas begradigen. Widerstand erhob sich aus der Bevölkerung. Man konnte nicht verstehen, dass Fassaden und Dach des Hauses noch vor wenigen Jahren mit viel Geld renoviert worden waren und man das dorfgeschichtlich bedeutende Gebäude nun abzureissen gedenke. Allen voran der Familie Müller und uns fiel es nicht leicht, diesen Bescheid entgegen zu nehmen – wir, die so gerne in diesem Hause wohnten und dessen schönen Umschwung liebten. An einer Gemeindeversammlung in der Kirche Bubikon, zu der mich – wenn ich mich noch recht erinnere – Hans-Karl Müller mitnahm, wurde dann über das Vorhaben abgestimmt. Obschon eine Schar Gemeindeglieder versuchte, sich für den Erhalt einzusetzen und das Rad in letzter Minute noch herum zu reissen, wurde der Antrag des Gemeinderates angenommen, und wir mussten uns damit abfinden eine neue Bleibe zu suchen. Ein trauriger Tag für uns, aber wir mussten uns dem Entscheid der Stimmbürger einfach beugen.

Als der Abschied vom Alten Schulhaus nahte, da kramte ich Federhalter, Tusche und einige Blättchen Papier hervor, trug einen Hocker in die benachbarte Wiese von Bauer Wirz und skizzierte Haus und Umgebung. Dann, Ende März 1965, zügelte unsere Familie einmal mehr. Erneut innerhalb des Dorfes, erneut nur etwa 300 Meter weit und erneut in östlicher Richtung. In eine Häusergruppe mit dem schönen Namen „Rosenburg“. Als ich Anfang 1966 mitbekam, dass der Bagger beim Alten Schulhaus auffuhr, da ging ich hin um meine Neugierde zu befriedigen. Bald aber verliess ich den Trümmerplatz, denn es fiel mir schwer zuzusehen, wie man mein geliebtes früheres Zuhause zerstörte. Nie mehr danach fiel es mir schwerer einen Wohnsitz zu verlassen. Viele Jahre lang hielt ich die Skizzen in sicherer Verwahrung, eines Tages jedoch waren sie spurlos verschwunden.

Das Areal wurde später mit Einfamilienhäusern überbaut. Nur die mächtige Tanne liess man stehen. Ein letztes Andenken an die Liegenschaft. 1980 musste sie dann auch gefällt werden, da sie zuvor vom Blitz getroffen und stark beschädigt worden war.



Altes Schulhaus, 1820 erbaut, 1912 zu zwei Lehrerwohnungen umgebaut und 1966 abgebrochen. Daneben die mächtige „Martha-Sidler“-Tanne, 1918 gepflanzt zum Ende des 1. Weltkrieges als Mahmal „Nie wieder Krieg!“. Martha Sidler war von 1913 – 1920 Lehrerin der 1. – 3. Klasse in Wolfhausen. (Bild und Text: Kurt Schmid, 1963)



„Tour de Wolfhausen“ unserer Familie: vom Brändliacker • 1947-1955, über den Blumenberg , 1955-1961 und das Hübli *f* 1961-1965 in die Rosenberg „ .

## Dank

Beim Schreiben des vorliegenden Bändchens habe ich mich weitestgehend auf mein – leider schon ein bisschen „lädiertes“ – Gedächtnis gestützt. Und auf einige Dokumente und Fotos, die ich in meinen Akten gefunden habe. Nur in wenigen Fällen habe ich etwas fremde Hilfe in Anspruch genommen. Trotzdem möchte ich mich bedanken. Nämlich bei all' jenen, die den Stoff für meine Geschichten geliefert haben. Die in irgend einer Weise in jener Sequenz meines Lebens in Erscheinung traten, sei es als Statisten oder gar als Hauptdarsteller. Denn ohne jene Menschen hätte es die Erlebnisse ja gar nicht gegeben.

Allen voran bedanke ich mich einmal mehr bei meinen Eltern und Geschwistern und beim Ehepaar Irene und Hans-Karl Müller sowie bei meinen Jugendfreunden und –kollegen. Ich danke aber auch meinen Lehrern, die – wenn ihr Handeln auch nicht immer meinen Vorstellungen entsprach – sicherlich stets das Beste für uns Schüler wollten. Ein grosser Dank geht selbstverständlich auch an die Verantwortlichen und weitere Mitarbeitende der Firma Mettler sowie an die Lehrerschaft der Berufsschule Stäfa, denen allen es ein Anliegen war, mir eine gute Lehre zu bieten.

Bei Herrn Kurt Schmid, alt Lehrer und Chronist in Bubikon bedanke ich mich für verschiedene Foto-Duplikate und bei Ueli Schmid, Gemeindeschreiber derselben Gemeinde für die Erlaubnis, Abbildungen aus den beiden Bänden „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“ für Illustrationszwecke zu verwenden.

Einigen Akteuren aus der Hübli-Zeit, die in den vorliegenden Geschichten nicht erwähnt sind, werde ich in einem späteren Büchlein ein Kapitel widmen.

Fehraltorf, im Frühling 2007

Hans Chägi